

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 28 / 2021
S. 1-72

1

Schwerpunkt

Im Zeichen von Corona (Teil 1) – Intimität ohne Berührung?



Herausgeber: Ch. J. Ahlers, Berlin · C. Friedrich Köthen · F. Hausmann, Baden-Baden · A. Korte, München ·
L. F. Kuhle, Berlin · U. Plogstieß, Bad Godesberg · D. Rösing, Stralsund · S. Siegel, Nürnberg

www.sexuologie-info.de

In Kooperation
mit der
Österreichischen
Akademie für
Sexualmedizin

Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 3 Der „epidemiologische Blick“
Rainer Alisch

Themenschwerpunkt – Im Zeichen von Corona (Teil 1) – Intimität ohne Berührung?

- 5 Berührungslosigkeit – Intimität im Zeichen der globalen Pandemie
Thorsten Benkel
- 15 Verkörperte Verstrickungen in „diesen Zeiten“ – Überlegungen zu Interkorporalität und sozialer Distanz
Victoria Pitts-Taylor
- 23 Intime Abhängigkeiten, fragile Verbindungen, entsexualisierte Plattformen
Susanna Paasonen

Originalia

- 31 *Femdom* – Weibliche Ermächtigung und prägenitales Spiel wider die männliche Ordnung?
Stefanie Graul
- 41 Sexualität in der Partnerschaft älterer Paare
Stefan Herbert, Reinhard Drobetz

Fortbildung

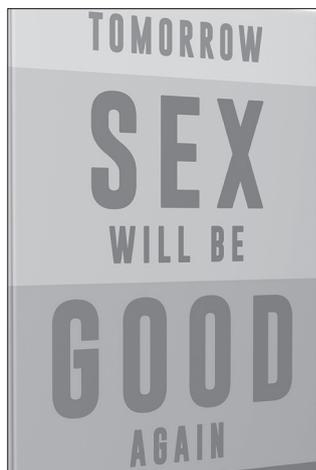
- 49 Vom Primat der Erfahrung und von den Gezeiten sexueller Verhältnisse – Sophinette Beckers Einsichten in die Zusammenhänge von Sexualität und Geschlecht
Julia König

Aktuelles

- 55 Über Psychoanalyse und lesbische Sexualität
Maximilian Römer im Gespräch mit Victoria Preis, Aaron Lahl und Patrick Henze-Lindhorst

Aktuelles – Rezensionen

- 61 Hasenburg, Annette, Roxana Schwab, Juliane Farthmann (Hg.), *Sexualität nach gynäkologisch-onkologischen Erkrankungen*
Wolfgang Weig
- 62 Drimalla, Elisabeth, *Sexuelle Funktionsstörungen. Leitfaden für die Psychotherapie und ärztliche Praxis*
Wolfgang Weig
- 63 Laimböck, Barbara, *Guter Sex dank Selbsthypnose. So behandeln Sie Ihre sexuellen Probleme*
Gerhard Medicus
- 64 Büttner, Melanie (Hg.), *Handbuch Häusliche Gewalt*
Gerhard Hafner
- 65 Aschmann, Birgit, Wilhelm Damberg (Hg.), *Liebe und tu, was du willst? Die „Pillenzyklika“ Humanae vitae von 1968 und ihre Folgen*
Florian G. Mildenbergerl
- 67 Poplutz, Uta., Irmtraud Fischer (Hg.), *Sexualität. Jahrbuch für biblische Theologie*
Laura-Christin Krannich
- 68 Nissen, Bernd, Uta Zeitzschel (Hg.), *Jahrbuch der Psychoanalyse 81. Im Umbruch: Sexualität, Identität, Familie*
Maximilian Römer
- 70 Günter, Michael, Kai von Klitzing, Daniel Barth (Hg.), *Kinderanalyse 27 (1), Themenheft: Fluid Gender*
Maximilian Römer



Katherine Angel
Tomorrow Sex Will Be Good Again
Women and Desire in the Age of Consent
Verso 2021 / 160 Seiten, kart., 8.79 £

A provocative, elegantly written analysis of female desire, consent, and sexuality in the age of MeToo. Women are in a bind. In the name of consent and empowerment, they must proclaim their desires clearly and confidently. Yet sex researchers suggest that women's desire is often slow to emerge. And men are keen to insist that they know what women — and their bodies — want. Meanwhile, sexual violence abounds. How can women, in this environment, possibly know what they want? And why do we expect them to?

In this elegant, searching book—spanning science and popular culture; pornography and literature; debates on MeToo, consent and feminism—Katherine Angel challenges our assumptions about women's desire. Why, she asks, should they be expected to know their desires? And how do we take sexual violence seriously, when not knowing what we want is key to both eroticism and personhood? In today's crucial moment of renewed attention to violence and power, Angel urges that we remake our thinking about sex, pleasure, and autonomy without any illusions about perfect self-knowledge. Only then will we fulfil Michel Foucault's teasing promise, in 1976, that "tomorrow sex will be good again."

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: Rainer Alisch, Taunusstraße 8, D-12161 Berlin, Tel.: 0173 249 3575, e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2021

Lieferkonditionen (2021): Volume 28 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in der Regel in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2021): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; StudentInnenabo 36,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag enthalten

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 302 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de

Coverfoto: Giorgio de Chirico: The Two Masks, 1916 (Detail)

© VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft bzw. auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier gedruckt

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Faszination Media+Event GmbH Weimar
(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).
Hergestellt in Deutschland Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft



Der „epidemiologische Blick“

Rainer Alisch

Zwei Masken – das ikonische Coverbild des Heftes löst Beklemmung aus. Das Bild, 1916 entstanden, stammt von Giorgio de Chirico, der als Begründer der „pittura metafisica“ gilt, der metaphysischen Malerei. Es ist ein visionärer Versuch, einer unbegriffenen und unheimlich gewordenen Welt, nicht zuletzt seiner Erfahrung des Ersten Weltkriegs, Ausdruck zu verleihen.

Für die gegenwärtige pandemische Situation steht eine adäquate Bildsprache noch weitgehend aus, aber es gibt Versuche, sich jenseits einer Realitätsverleugnung begrifflich der neuen Alltäglichkeit anzunähern, etwa mit dem Begriff des „epidemiologischen Blicks“.

Der Begriff stammt vom us-amerikanischen Soziologen Benjamin H. Bratton, der in *The Revenge of the Real. Politics for a Post-Pandemic World* (2021) den Fokus der Pandemie gesellschaftsanalytisch zuspitzt. Bratton bewegt sich zum einen im Kontext jener Theoretiker, die – wie Günther Anders nach Hiroshima – vor einer „Apokalypseblindheit“ warnten, oder die – wie Ulrich Beck 2004 mit dem *Kosmopolitisch[en] Blick* – forderten, angesichts globaler Probleme, global zu agieren.

Entgegen der von Anders aus fehlender Vorstellungskraft gegenüber einem technologisch basierten Destruktivpotential aufgerufenen „Blindheit“ bezieht Bratton geradezu euphorisch auf die gegenwärtig verfügbaren technologischen Möglichkeiten – beispielsweise auf die „planetarischen Computerkapazitäten“; und das *Kosmopolitische*, wie es bei Beck lediglich als ein deskriptiv analytischer Ansatz eines soziologischen Forschungsprogramms aufscheint, wird bei Bratton bereits zum unhin-tergehbaren Zwang.

Zum anderen bricht Bratton in die Phalanx jener Skeptiker ein, die wie Chantal Mouffe in *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion* (2007) im Namen einer Ambivalenz der menschlichen Natur gegen die „kosmopolitische Illusion“ und „Konsensutopie“ zu Felde ziehen.

Beiden, Ulrich Beck wie auch Chantal Mouffe, ließe sich mit Bratton entgegenhalten, dass sich die gegenwärtigen Gesellschaften in Anbetracht einer globalen biopolitischen Verpflechtung nicht länger als eine Ansammlung autonomer Subjekte begreifen lassen, die sich konsensuell oder konflikthaft begegnen – beide würden an einer „Privatheit“ festhalten, die obsolet geworden sei.

Diese Kritik an der „Privatheit“ bestimmt auch Brattons „epidemiologischen Blick“ auf die „Berührungslosigkeit“¹: Entgegen dem Bild, das die digitalen Plattfor-

men vom Menschen zeichnen, zeigt die epidemiologische Perspektive ihn nicht als singuläres und diskretes Wesen, sondern als Teil einer verflochtenen biopolitischen Pluralität, als Teil einer Verflochtenheit, die auch die digitalen Netzwerke permanent erzeugen, wenn auch sekundär, als technologisch vermittelten Effekt. Einer Akzeptanz dieser technologischen Vermittlung in der „Situation der Berührungslosigkeit“ steht der Glaube entgegen, dass direkte und „unvermittelte“ Berührungen nicht nur einer Fernbeziehung vorzuziehen sind, sondern dass sie auf eine Weise authentisch sind, wie technologisch vermittelte soziale Beziehungen es niemals sein können.

In diesem Glauben liegt für Bratton eine Fehleinschätzung dessen, was Berührung charakterisiert, und er ist auch eine Verkennung der Sozialität der Beziehungen, die wir als Teil einer gemeinsamen biologischen und technologischen Welt miteinander eingehen. Denn Begegnung geschehe nicht nur über eine persönliche Haut-zu-Haut-Erfahrung, sondern auch „remote“, durch unpersönliche Systeme, auf die sich jeder von uns ein- und verlässt. In diesem Sinne ist die Maske eine der intimsten Technologien der Berührung – indem sie die unmittelbare Begegnung verhindert, ermöglicht sie die Begegnung.

Vor diesem Hintergrund und angesichts der Ereignisse, die außerhalb jeder individuellen Kontrolle liegen – d.h. die gegenwärtige Pandemie, wie auch das fortlaufende Artensterben und die zukünftigen Risiken der Klimawandels – plädiert Bratton im Namen dessen „was zählt“, für Formen einer technischen Abstraktion, d.h. für eine algorithmische Vernunft, die über Formen quantitativer Modellierung und Simulation eine neue Form des Regierens ermöglichen soll, jenseits einer Hoffnung auf eine Rückkehr zur „Normalität“.

Dies bedeutet für Bratton nichts weniger als eine „de-anthropozentrische“ Wende bei der Anwendung der „planetarischen Computerkapazitäten“. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sich mit „Likes“, Urlaubs- und Katzenfotos – Ausdruck einer überindividualisierten gesellschaftlichen Verfasstheit, für die Sensibilität, Emotionen, Affekte, Empfindungen und Gefühle den wahren Stoff der Subjektivität bilden – keine überlebensfähige Gesellschaft gestalten lässt.

Wie ein Brennglas die Lichtstrahlen, so hat die Pandemie gesellschaftliche Problemlagen gebündelt, und sie damit freigelegt. Grund genug, den pandemischen Fokus mit dem vorliegenden und dem nachfolgenden Heft der *Sexuologie* auch auf das *Sexuelle* zu richten.

Rainer Alisch

texture/positions/405477/touchlessness/ und das Interview mit Harald Staun: „Corona war eine Krise, unsere Reaktionen waren ebenso eine Katastrophe“, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/soziologie-ueber-die-ethik-von-corona-masken-und-kollektive-risiken-17417660.html>

¹ Vgl. den Kapitelauszug „Touchlessness“, <https://www.e-flux.com/archi>



Slavoj Žižek

Sex und das verfehlte Absolute

wbg Verlag 2020

ca. 592 Seiten, geb., 50 €

Dialektischer Materialismus für das 21. Jahrhundert

Scheinbar Unvereinbares miteinander zu vereinen und einen Materialismus ohne Materie zu schaffen – das unternimmt Slavoj Žižek in einer rigorosen Systematisierung seines philosophischen Denkens. In Auseinandersetzung mit philosophischen Gedankengebäuden von Hegel und Kant bis zu Alain Badiou und Julia Kristeva und unter Einbeziehung von Elementen aus Film- und Popkultur lässt Žižek auf dieser Basis einen neuen dialektischen Materialismus entstehen.

Ein Materialismus ohne Materie: das neue Konzept des großen Philosophen

Unbestritten ist Slavoj Žižek einer der populärsten Philosophen des 21. Jahrhunderts. In seinem neuen Werk offenbart er ein neues philosophisches Konzept, einen Materialismus ohne Materie. Er postuliert darin Sex als unsere flüchtige Berührung mit dem Absoluten und beschreibt das Mäandern einer sexualisierten Zeit.



Thorsten Benkel,
Sven Lewandowski (Hg.)

Kampfplatz Sexualität

Normalisierung
Widerstand
Anerkennung

Thorsten Benkel / Sven Lewandowski (Hg.)

Kampfplatz Sexualität

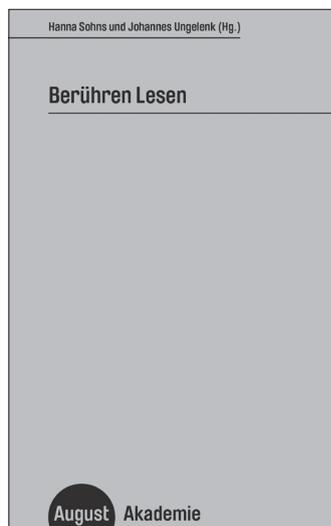
Normalisierung – Widerstand – Anerkennung

transcript Verlag 2021

ca. 220 Seiten, kart., 29,995 €

Sexualität ist heute geprägt von Offenheit, Vielfalt und zahlreichen Wahlmöglichkeiten – aber auch von Wahlzwängen. Zunehmend melden sich jene zu Wort, die angesichts der Präsenz sexueller Pluralität ein Unbehagen empfinden.

Die Beiträge des Bandes zeichnen die geradezu kämpferische Ausgangslage zwischen jenen nach, die für Offenheit plädieren, und solchen, die auf Geschlossenheit des sexuellen Diskurses drängen, inklusive Zwischenstufen. Dabei werden Themenbereiche wie Pornografie, sozialer Wandel, Paarbeziehungen, Prostitution, Sadomaso u.v.m. sozialwissenschaftlichen Analysen unterworfen und sowohl die normativen Dimensionen als auch ihre Hinterfragungen kritisch beleuchtet.



Hanna Sohns und Johannes Ungelenk (Hg.)

Berühren Lesen

August Akademie

Hanna Sohns und Johannes Ungelenk (Hg.)

Berühren Lesen

August Verlag 2021

ca. 230 Seiten, kart., 24 €

Mit Beiträgen von Isabelle Alfandary, Mieke Bal, Georges Didi-Huberman, Anselm Haverkamp, Luce Irigaray, Judith Kasper, Jean-Luc Nancy, Thomas Schestag, Barbara Vinken uvm.

Berühren changiert zwischen Buchstäblichkeit und Metaphorik. Gegenüber dem Distanzsinn des Sehens wird mit dem Berühren eine größere Unmittelbarkeit assoziiert. Doch die Möglichkeit des Kontaktes ist von Beginn an prekär. Das Berühren kann sich selbst nicht berühren. In das Berühren schiebt sich ein Dazwischen, das den Entzug dieser ambivalenten Figur bedingt. Diese aporetische Bestimmung des Berührens begründet das Unternehmen des Bandes. Jeder Eintrag wiederholt eine Bewegung des Berührens: In einzelnen Text- oder Bildlektüren werden Spuren verfolgt, die das Berühren im stetigen Sich-Entziehen in seinen mannigfaltigen Nachbarschaften hinterlässt. Die einzelnen Einträge generieren sich aus diesen Lektüren. Dabei spielt die Nachbarschaft der Einträge selbst eine tragende Rolle. So wird das Berühren zum produktiven Prinzip von Philologie als einer kollektiven Lektüre- und Schreibform.

Berührungslosigkeit – Intimität im Zeichen der globalen Pandemie

Thorsten Benkel

Out of Touch. Intimacy in the Sign of the Global Pandemic

Abstract

With the global spread of the corona-virus in 2020/21, the common mechanisms of social interaction were temporarily restructured. On the one hand, people reduced their exchange with others themselves; on the other hand, institutional requirements demanded the regulation and minimization of social activities. These restrictions inevitably affected the areas of eroticism and sexuality since they are primarily concerned with precisely those connections that apparently promote the spread of the virus – such as close proximity, which can arise not only in partnerships, but between strangers as well. The article explores the extent to which certain fields of intimacy have changed under these conditions. Three areas are considered: the disco/club scene, online dating services and prostitution.

Keywords: Corona-Virus, Sexuality, Regulation, Disco/club culture, Online Dating, Prostitution, Partnership

Zusammenfassung

Angesichts der weltweiten Verbreitung des Corona-Virus zeichnete sich 2020/21 eine zeitweilige Umstrukturierung gewohnter sozialer Interaktionsmechanismen ab. Zu den selbsttätig durch die Bevölkerung erwirkten Verringerungen des Austauschs zum einen traten institutionelle Vorgaben hinzu, mit deren Hilfe das soziale Handeln reguliert und minimiert werden sollte. Zwangsläufig ist davon auch der Bereich von Erotik und Sexualität betroffen, denn hier geht es gerade um jene Verbindungen, die der Ausbreitung des Virus förderlich zu sein scheinen: um enge Nähe, die nicht nur in Partnerschaften, sondern mitunter auch zwischen Fremden entstehen kann. Der Beitrag ist der Frage gewidmet, inwiefern sich gewisse Felder der Intimität unter den Bedingungen der Pandemie verändert haben. Untersucht werden drei Bereiche: Disco-/Clubzene, Online-Dating-Dienste und Prostitution.

Schlüsselwörter: Corona-Virus, Sexualität, Regulierung, Disco-/Clubkultur, Online Dating, Prostitution, Partnerschaft

„Der virtuelle Mensch, reglos vor seinem Computer, macht Liebe via Bildschirm und hält seine Vorlesungen per Telefonkonferenz. Er wird zum motorisch und wohl auch zerebral Behinderten.“

(Jean Baudrillard, 1989, 127)

Viruseffekte

Nach einigen Jahren, vielleicht Jahrzehnten, wird die globale Pandemie, die im deutschsprachigen Raum unter dem Begriff ‚Corona-Krise‘ grassierte, als das vielleicht bedeutungsvollste Ereignis im Leben derer, die sie überlebt haben, bezeichnet werden. Andere Begebenheiten mögen subjektiv von größerem Gewicht sein, aber nichts davon wird gleichermaßen von globaler Relevanz sein wie die Einschnitte, die das Virus ab 2020 verursacht hat. Und doch werden die ganz Jungen und die noch kommende ‚Nachwelt‘ auf die Pandemie wohl lediglich im Sinne einer historischen Episode Bezug nehmen, die sich einreihet in ungezählte, theoretisch ‚bedeutsame‘ Ereignisse ohne besondere Alltags- oder Praxisrelevanz.

Genau genommen, ist Covid-19 an den Veränderungen der Lebensweisen jener Menschen, die die Problemepoche bewusst durchlebt haben, aber gar nicht schuld. Viren sind keine Verbrecher. Alle Maßnahmen, die zu ihrer Abwehr durchgeführt wurden, sind das Werk von Menschen, die darin in einer paradox anmutenden Verfahrensweise für andere Menschen handeln, indem sie deren Freiheit beschränken. Aus der Einschränkung nämlich ergibt sich, dialektisch gewendet, die Befreiung – so oder ähnlich lautet das politstrategische Kalkül.

Für, mit und *gegen* wiederum sind die klassischen intersubjektiven Verbindungselemente, die das Soziale konstituieren. Schon insofern lassen sich die gesellschaftlich deutlich spürbaren Corona-Effekte als Phänomene interpretieren, deren Analyse in den Händen der Soziologie gut aufgehoben ist (siehe etwa Lindemann, 2020; Delanty, 2021; Heidingsfelder & Lehmann, 2021). Dessen unbeschadet verspricht die Publikationsflut zur Ära Corona unüberschaubar zu werden, und zwar in allen möglichen und denkbaren Disziplinen. Der vorliegende Beitrag darf als eines von tausenden Beweisstücken dienen. Ich

bin mir sicher, dass auch Musikwissenschaft, Byzantinistik und Meteorologie ihre genuin pandemiebezogenen Wortmeldungen aufweisen (werden), von der Pflanzensoziologie ganz zu schweigen. Nachgeborene Beobachter dieses doppelten Phänomens – der Pandemie an sich und ihrer textförmigen Begleitung – werden es schwer haben, einen Überblick zu erlangen. Die Lust am (Be-)Schreiben spricht gleichsam Bände über die gefühlte Notwendigkeit, das Leben während, mit und doch auf gewisse Distanz zur Pandemie wissenschaftlich, journalistisch oder künstlerisch zu reflektieren. Vielleicht lösen Umbrüche solchen Formats immerzu entsprechend großformatige Reflexionsschübe aus; vielleicht ist es aber auch die unmittelbare, ja nahezu körperliche Spürbarkeit der Viruseffekte, die so viele Menschen animiert, sich (überwiegend ungefragt) zu Wort zu melden. Eines scheint jedenfalls unstrittig: Trotz der nicht geringen Anzahl kulturhistorisch bedeutsamer Ausbrüche von Seuchen und anderen biomedizinisch grundierten Ordnungsgefährdungen (Reichert, 1997) war bislang keine Pandemie so omnipräsent wie diese. Die globalisierten Kommunikations- sind längst auch Reisewege, die Covid-19 zu einem weltumspannenden Passagier in alle Himmelsrichtungen gemacht haben. Das Virus ist somit nirgendwo abstrakt, sondern überall konkret – und zwar in der seltsamen Erkenntnisfigur einer unsichtbar- undurchschaute, aber permanent vermuteten und sukzessive gefürchteten ‚fremden‘ Angriffsformation.

In diesem Beitrag soll es um jene Effekte gehen, die die von Corona ausgehende pseudo-konkrete Gefahr für den Bereich des intimen Zusammenlebens bewirkt, für das also, was Jurist_innen in ihrem Talent zur versachlichten Wortprägung den ‚höchstpersönlichen Lebensbereich‘ nennen. Hier, im intransparenten Sektor des privaten Lebens, finden die sinnlichen, erotischen und auch sexuellen Interaktionen statt, die für alle Menschen vom Teenageralter an mit immenser sinnhafter Bedeutung aufgeladen sind – und die, in den allermeisten Fällen jedenfalls, mit Außenstehenden allenfalls ansatzweise geteilt werden. Es handelt sich um einen Aspekt des Privatlebens, den externe normative Direktiven für gewöhnlich nicht durchdringen können. Das Virus hat indes Maßnahmen befeuert, die wenigstens teilweise in den intimen Lebensbereich hineinregieren (oder die zumindest entsprechend angelegt sind). Ein sexualsoziologisch informierter Blick verspricht diesbezüglich Einsichten, die sich aus einer eingeschränkten ordnungspolitischen Perspektive nicht so leicht entwickeln lassen.

Im Folgenden wird der Einfluss von Covid-19 in Bereichen behandelt: Disco-/Clubkultur, Online Dating und Prostitution.

In keiner lauen Disconacht

Mit Bruno Latour (2006) könnte man die stimulierende, in der Konsequenz jedoch nicht wirklich alltagsadäquate Auffassung vertreten, dass es sich mit Covid-19 und den diversen Mutationen um soziale Aktanten handelt, die Menschen auf eine Weise zum Handeln zwingen, wie es in der traditionellen sozialwissenschaftlichen Auffassung nur andere Menschen vermögen. Es reicht gewiss nicht aus, den klassischen Bezugspunkt bei Émile Durkheim (1984, 114f) zu bemühen, wonach gesellschaftlich relevante Sachverhalte eine zwar nicht immer handgreifliche, aber doch in den Effekten gegenständliche Tatsächlichkeit entfalten, denn hier geht es in der Tat um einen sozialen *Antagonismus*. Hinsichtlich der immer wieder zu hörenden Bemerkungen, das Virus ‚zwinge einen dazu‘, ‚verlange nach Maßnahmen‘, ‚sei nur so effektiv zu bekämpfen‘ usw. muss von einer ‚Gegnerschaft‘ ausgegangen werden, die zwischen zwei Lagern errichtet worden ist. Insofern ist die Lokalisierung der Corona-Zuständigkeit im Feld der Politik nicht nur in administrativer Hinsicht und gemäß der Logik der Gesellschaftsteuerung einleuchtend, sondern auch bezüglich der klassischen Unterscheidung, die Carl Schmitt als grundlegende duale Codierung der Politik ausgegeben hat: die Differenzierung von „Freund und Feind“ (Schmitt, 2002, 25). Die Verwünschungen, die im *small talk* seit dem Frühjahr 2020 weltweit gegen das bewusstseinslose Virus ausgesprochen wurden, würden dessen maliziösen ‚Charakter‘ zweifellos unterstreichen.

Gegen einen dermaßen klar als fremd und gefährlich deklarierten, allemal ungewollten Gast sollte sich, möchte man meinen, relativ leicht eine Allianz des Widerstandes bilden lassen, und die effektiven Methoden zur Verteidigung sollten demzufolge zügig greifen. Doch Corona ist, wie gesagt, selbst in der großzügigsten soziologischen Zuschreibung allenfalls Aktant und nicht Akteur. Das heißt, das Virus selbst ist ein ‚Handlungsträger‘; es wird nicht von außen zum Handeln motiviert, sondern erzeugt Effekte, die von anderen als Handlungen gelesen werden (können). Verfügte dieser Feind über eine klassische soziale Adressierbarkeit – was, im allermindesten, einen sicht- und fassbaren Körper voraussetzt –, würde die Abwehrschlacht anders verlaufen. So aber ist das Virus überall und nirgends zugleich und scheidet als nanobiologische Zielscheibe konzentrierter Aktionen zunächst einmal aus.

Perfide scheint Corona darin zu sein, dass zur Blockade gegen die weitere Verbreitung des Virus und der von ihm begünstigten Krankheiten bekanntlich u.a. zum Abstandhalten aufgerufen wird. 1,5 Meter Distanz, mancherorts besser gleich 2 Meter, seien nach Maßgabe virologischer Expert_innen hilfreich, die Streuung zu verringern. Vor allem deshalb sind zahlreiche, vermutlich die allermeisten

öffentlichen Orte, an denen sich nicht nur, aber eben auch Unbekannte in gezielter Annäherung bzw. in strategischer Vermeidung und gegebenenfalls in beiden Konstellationen zugleich körpernah zueinander aufzuhalten pflegen, seit den Iden des März 2020 geschlossen. Dies betrifft diverse Dienstleistungsberufe im körperästhetischen Versorgungsbereich wie Friseur-, Nagel- und Tattoostudios, die allerdings zeitweilig und abhängig von der bundeslandspezifischen Regelung doch wieder Kund_innen empfangen durften und inzwischen zum regulären Geschäftsablauf zurückkehren.

Etwas anders hingegen steht es um Diskotheken und Clubs, in denen die Nähe der Körper zueinander größer und die hygienische oder pragmatische ‚Nutzungskomponente‘ wesentlich geringer ist. Wer bis zum Ausbruch der Pandemie hierher kam, konnte dafür eine Vielzahl an Motiven benennen, stets aber waren die nicht intendierten Facetten unterschwellige Begleiterscheinung der bewusst entscheidungsrelevanten (Otte, 2007). Anders formuliert: Die Musik und das Tanzen, legitime Beweggründe für die nächtliche Unternehmung, sind der Schlüssel zu deren sozialem Subtext, dem Kennenlernen anderer. An diesen eigenwilligen Stätten der Vergemeinschaftung, die für gewöhnlich ohne Fenster, mit wenig Licht, dafür aber mit Musik in ohrenbetäubender Lautstärke, mit dem Recht auf selbstbestimmtes ‚Auspowern‘ des Körpers und vor allem: mit einer geradezu normativen Erwartung an die Besucher_innen, sich expressiv im *impression management* zu betätigen, ausgestattet waren (und auch wieder ausgestattet sein werden), waren das Tanzen, das Beisammensein mit Gleichgesinnten, die Flucht aus der Alltäglichkeit in die nächtliche Subsinnwelt und die Begegnung mit potenziellen Partner_innen für Lust, Angehimmeltwerden oder gar Liebe, also immerzu in einem Schnittmengenbereich miteinander verknüpft.

Disco auf Abstand funktioniert nicht – denn der Clubbesuch dient eben nicht, wie bisweilen die Ausflagung nach außen behauptet, der Rezeption von Musik und der damit verbundenen Möglichkeit, sich in disparaten Körperbewegungen auszutoben, die in Ermangelung einer treffenderen Kategorie ‚Tanz‘ genannt werden. Das wäre auch auf Abstand, mit Mundschutz usw. schließlich relativ einfach realisierbar. Entscheidend ist das Gebot der sozialen Berührungslosigkeit, das der Konzeption der herkömmlichen Discothek fundamental zuwiderläuft. Die Dynamik der Musik verlangt beim Unterhalten zwingend nach physischer Nähe, die zwischen Unbekannten in der allerersten Interaktionssequenz mithilfe von Blicken initiiert werden muss und somit häufig auf Basis des vorderbühnentauglich gemachten Aussehens erfolgt (vgl. Benkel, 2021, 58ff).

So weit, so unspektakulär: Die Sinne schaffen, wie Georg Simmel (1999, 722f) in heute etwas pathetisch klin-

gendem Tonfall schreibt, einen Pfad zum anderen hin – sie sind „die Brücke, über die ich zu ihm als zu meinem Objekt gelange“. Verbindung ist da, wo sie spontan geknüpft wird, schon settingspezifisch körperlich enger als an anderen, alltagsnäheren Orten der Begegnung. Die Interaktionen sind, wie es solchen abgeschlossenen Sinnbereichen wie dem Club nun einmal zu eigen ist, hochgradig informell, und für viele liegt der Kulminationspunkt einer Nacht an dieser für die ‚peer group‘ reservierten und für Eltern, Lehrer und andere Moralisten versperreten Lokalität in der Erfahrung (die mithin als Wunschvorstellung ersehnt wird), anderen Personen erotisch näher zu kommen. Andere sind daran desinteressiert, und wieder andere mischen mit, ohne solcherlei Nebensächlichkeiten eine herausragende Bedeutung beizumessen. Ganz gleich, welche subjektive Sinnbestimmung der Berührung, dem Kuss, der flüchtigen sexuellen Geste an flüchtigen Nebenorten oder der gemeinsam verbrachten Restnacht nun zukommt: All dies ist in Zeiten der Pandemie verunmöglicht.

Die Abwägung der Interessen, die zur monatelangen Schließung von ‚Vergnügungseinrichtungen‘ geführt hat, ist so weitverbreitet, dass sie kaum irgendwo ausbuchstabiert wird. Der Wert Gesundheit steht höher als kommerzialisiertes Amusement und somit, im Hinblick auf den sozialen Subtext von dem, was früher ‚Tanzlokal‘ hieß, höher als die kontingenten Abenteuer, die auf einen an solchen Orten warten (oder eben nicht). Dramatisch will das, bis auf einige wenige Betroffene, niemand heißen. Die geraubten Erfahrungen sind dermaßen informalisiert, also: nicht-institutionalisiert, dass sie sich nicht einmal kompakt in Worte fassen lassen, wenigstens nicht in einer Formulierung, die anders klingt als platter Oberflächenhedonismus. Lamentationen werden daher in den geschlossenen Zirkeln Gleichgesinnter angestimmt (Stichwort ‚social media‘), während die Zielgruppe ohne Zielort offiziell stoisch, ja ‚vernünftig‘ auf Aspekte eines Lebensmodells verzichtet, dass sie sich, aller vermeintlichen Individualisierung zum Trotz, zu weiten Teilen nicht selbst ausgesucht haben. Die konservative Bewahrpädagogik braucht zur Verwirklichung ihrer Ideologie also keine moralischen Einsichten, sondern lediglich eine Pandemie.

Immerhin: Der temporäre Niedergang der Clubkultur demokratisiert das Feld der potenziellen Besucher_innen, denn jetzt ist der Staat der Türsteher, und Elite-Konsumenten stehen ebenso vor verschlossener Pforte wie sonst sowohl im Hinblick auf Einlass wie auch auf näheres Kennenlernen benachteiligte oder unbegabte Interessent_innen. Es gibt keinen offenen Verhandlungsraum mehr für spontane, in ihrem Ablauf unvorhersehbare Begegnungen, die sich jenseits routinierter Handlungsfelder innerhalb der Pandemie auf tun. Als Kompensationsmechanismus bietet sich allerdings die Flucht in die Virtualität an.

Love me Tinder

Als ‚Social Media‘ werden verschiedene technische Kommunikationsdienste verstanden, die sich infolge der Digitalisierung gesellschaftlich zu etablieren vermochten. Bekanntlich liefert das Internet knapp ein Vierteljahrhundert nach seiner Entstehung als jedermanntaugliches Medium allen möglichen Interessengruppen virtuellen Raum, um sich ein Forum zu schaffen und sich sukzessive zu vernetzen, on- wie offline. Schon früh hat es sogenannte ‚Dating-Plattformen‘ gegeben (Dombrowski, 2011; Dröge & Voirol, 2013), deren bald unter einer Fassade der Subtilität verdeckter (‚Elite-Partner‘) und bald buchstäblich unverschämter (‚Joyclub‘) Fokus stets (auch) darauf beruhte, Menschen die Möglichkeit zur Begegnung zu eröffnen. Dass die mithin streng kategorialen Trennungen (mal geht es um ‚Freundschaften‘, mal unverhohlen um Sex) nicht ernst zu nehmen sind, zeigt allen Nutzer_innen die reale Lebenserfahrung: Hier schwimmen die Beziehungsformen immer wieder einmal, ohne dass dies problematisch wäre, da dabei die Aushandlung der Beteiligten die einzige wesentliche Konstante ist. Entscheidend ist also nicht die nach außen getragene Bezeichnung des sozialen Verhältnisses, sondern die nach innen gerichtete „Verhandlungsmoral“ (Schmidt, 2014, 8). Diese Devise wird in die Online-Kommunikation transferiert und ist allemal der Regelungsmechanismus für den Übergang von der mediatisierten zur unvermittelten Begegnungsform. Dass am Anfang, am Bildschirm, die Daten und erst danach reale Dates im Vordergrund stehen, ist üblich und gewollt: Man trifft und beschnuppert sich auf diese Weise auf Sicherheitsabstand und entgeht so möglichen Gefahren bzw. Peinlichkeiten.

Mit soziologischen Instrumenten lässt sich recht umstandslos zeigen, dass die digitale Identität und ihre Suche nach Liebe und/oder Lust eng verzahnt sind mit der Kommodifizierung des Selbst und seines Körpers. Zygmunt Baumanns Überlegungen zur „liquid love“ und weitere Arbeiten desselben Autors zur „flüchtigen“ (im Original: *flüssigen*) Moderne berichten von dem subtilen Zwang, im gesellschaftlichen Spiel mitzumischen, wenn auch (oder gerade wenn) das Private in den Vordergrund rückt (Bauman, 2003; ders., 2012). Wo ohnehin alles kommerzialisiert ist, ist es nur konsequent, dass Konsument_innen sich selbst zur Ware stilisieren und aufreizend verpacken. Es fühlt sich aufregend ‚individuell‘ an, sich einzubringen in den ‚Markt‘ der Erlebnissuchenden; aber das ist bereits eine der Kernillusionen, auf denen die Bereitschaft zur Partizipation (die ja nun auch nicht jede[r] mitbringt) basiert. Außerdem wird impliziert, dass die eigene Identität verbesserbar, damit aber potenziell auch verschleißanfällig ist. Die Projektarbeit am Ich ist nie vorbei.

Beziehungen sind, so Bauman, fragil; daher wird, wenn eine Partnerschaft endet, rasch die nächste initiiert. Diese ‚serielle Monogamie‘ funktioniert nicht für alle, weil es auf dem genannten Markt keine Gleichberechtigung gibt. Für die, die sich unter den hier gestellten Anforderungen gut vermarkten können, ist ihr Erfolg aber kein Garant für zukünftige Zufriedenheit. Die Angst vor der Verbindlichkeit und die darin eingegrabene Furcht vor den Traditionslinien der Großeltern- und den Kollaps-Ehen der Elterngeneration manipulieren das moderne, vor allem das *junge* Subjekt. One-Night-Stands bzw. das, was im Studierendenjargon gegenwärtig als ‚F+‘ firmiert (Kombinationen aus Freundschaft und sexuellem Miteinander), ermöglichen es, dass man begehrt und konsumiert wird und gleichzeitig selbst begehren und konsumieren kann.

In bestimmten gesellschaftlichen Milieus hat sich folglich, zumindest für einen bestimmten Lebensabschnitt, die Phase der plakativen Freiheit, nämlich die, die nach der Entlassung aus dem Elternhaus ansteht, ein ‚mind set‘ ergeben, das konträr zu dem steht, was Randall Collins als sexuelles Eigentumsrecht begreift (Collins & Coltrane, 2001). Während es vor einigen Jahrzehnten noch üblich und dem Erhalt der sozialen Ordnung dienlich war, Partnerschaften potenziell auf Lebensdauer zu schließen – wodurch Koordinationsprobleme und soziale Vergleiche mit anderen entfielen –, hat Intimität heute eine zeitliche Dimension. Zu den Umwälzungen, die sich dadurch im Laufe der Zeit ergeben haben, gehört die heute selbstverständliche, einst aber problematische Facette der ‚anderen Partner‘, die vor oder nach einem selbst in Erscheinung treten (könnten). Aber das ist ein Relikt aus der Zeit, als Liebe oftmals erst die Konsequenz der gemeinsam geschaffenen sozialen Wirklichkeit war (Berger & Kellner, 1965) – einer Realität, die ausdrücklich nicht auf Sexualität aufbaute. Heutzutage ist es für die Mikro- bzw. die Nanosozilogie der intimen Paarbeziehung alles anderes als ungewöhnlich, dass der Sex den Urgrund dieser gemeinsamen, nunmehr aber befristeten Konstruktionsarbeit darstellt (Kaufmann, 2004).

Generell braucht Sex aber (fast) gar nichts mehr zu bedeuten. Das antiquierte Bild der ‚Triebabfuhr‘ passt in eine Gesellschaft, in der die Konzentration zumindest bei weiten Bevölkerungsteilen der beruflichen Karriere und der Anhäufung von Wohlstand (bzw. auf der Vermeidung des sozialen Abstieges) gilt (Armstrong et al., 2012), wieder ganz gut hinein. Man ‚bedient‘ sich beieinander – im Einklang mit allen relevanten sexualethischen Prinzipien. Ein wichtiger Baustein ist die Übereinstimmung: Verstöße gegen das moralische Fundament, den gemeinsamen sexuellen Konsens, werden heute stärker problematisiert denn je. Somit ist ein Verhalten, das jahrhundertlang als verdammenswert galt (und zugleich weithin praktiziert wurde) – die offene Promiskuität – in ihrem Kern anständiger und humaner, als ihr Verbot es jemals gewesen ist.

Die Lockerheit, sich flüchtig/flüssig begegnen zu dürfen und sich gemäß der je ausgehandelten erotischen Realität füreinander zu ‚formen‘, ist als Freiheitsaspekt ein Zugewinn, an dem sich die Toleranzmaßstäbe einer Gesellschaft ablesen lassen. Im Zusammenspiel mit der in den 1970er Jahren zwar nicht entstanden, aber prominent platzierten Parole ‚Mein Körper gehört mir‘ ist das Recht, eben diesen Körper zu verwenden für wen oder was man selbst möchte, zu einer Selbstverständlichkeit geworden und deshalb – paradoxerweise – mithin auch zu einer Pflicht. Sich nicht auszuprobieren, wirkt altmodisch und verklemmt. ‚Lehrprozesse‘ mit dem Körper und dem Gefühlshaushalt scheinen die obligatorische Hürde auf dem Weg zur sexuellen und partnerschaftlichen Balance zu sein. Es gilt, Erfahrungen zu machen, damit man an ihnen ‚reift‘. Enttäuschungen gelten nicht als Rück-, sondern ebenfalls als Fortschritte. ‚No rain, no flowers‘: Die Ecken und Kanten auf dem Weg zur nächsten, besseren, intensiveren oder vielleicht doch trivialeren Erfahrungszweisamkeit ‚gehören halt dazu‘. So gesehen, hält ‚Freundschaft plus‘ trotz aller gefühlsmäßigen Achterbahnfahrten immerhin im korporalen Kern die Empfindung von Lust bereit, die das mögliche Missvergnügen auf der zwischenmenschlichen Ebene ein wenig kompensieren kann. Der Fokus auf den intensivierten Lustgewinn unter jungen Menschen ist daher gut nachvollziehbar. Es würde mich nicht überraschen, wenn demnächst ein Beilagenheft des diesbezüglich besonders ‚zeitgeistigen‘ Frauenmagazins *Cosmopolitan* eine Ankreuzliste mit sexuellen Spielarten druckte, die im Vorfeld des Findens der ‚großen Liebe‘ noch abgehakt werden sollten.

Durch die Anforderung, die bestehenden Optionen unbedingt zu nutzen (ein typisches Individualisierungsmerkmal auch bei Ulrich Beck), werden aber langfristig Unsicherheiten nicht ab-, sondern wohl eher aufgebaut. Der Horizont dessen, was kommt, wenn die Flüchtigkeit nicht mehr ausreicht und sich zur Festigkeit verdickt, ist schlichtweg nicht überraschend. Anstelle entspannter Neugier dem Unbekannten gegenüber dominiert bei vielen die Angst.

Doch zum Glück gibt es das Internet. Tinder und vergleichbare Dienste versprechen, gleichsam im Zeichen des Primats der Äußerlichkeit, Begegnungen mit offenem Ende. Und es zeigt sich, wenn man den entsprechenden journalistischen Befunden glauben darf, dass (im heteronormativen Spektrum) Männer und Frauen gleichermaßen an der Freiheit zur unverbindlichen erotischen Begegnung partizipieren (auch wissenschaftliche Untersuchungen dazu liegen mittlerweile vor: Newett et al., 2017; Rosenfeld, 2018; Peetz, 2019; Christensen, 2021). Der soziale Aushandlungsprozess ist auf ein Minimum reduziert, wenn beide es so wollen, und der Zugang zum flüchtigen Körper unproblematisch, solange ein Ritualisierungsgrundstock durchgespielt wird (vorher ‚etwas trinken gehen‘ usw., da-

mit es sich anfühlt, als sei die internetvermittelte Interaktion in ihrem Grundgerüst eben doch ein Rendezvous). Wenn es nicht ‚passt‘, sind keine Verpflichtungen entstanden – die soziale Bindung ist so rasch wieder gelöst, wie sie geknüpft wurde. Wenn sich eine aufrichtige Liebesbeziehung ergibt, mutiert der Modus des Kennenlernens zu einem eher nebensächlichen Gesichtspunkt (oder wird zur Sympathie ‚auf den ersten Blick‘ verklärt). Wenn es wiederum lediglich zum Sex kommt, bleibt auch im Anschluss die Freiheit aufrechterhalten, autonom zu entscheiden, ob und wie man sich mit dem Gegenüber weiterhin ‚vergesellschaften‘ möchte.

Insofern ist nicht das Während und das Danach bei Tinder anders als bei der Disconacht, sondern das Davor und das Wie. Dating-Apps reduzieren die komplizierteste Phase des Kennenlernens auf eine bildunterstützte Schriftkommunikation; die damit erzeugte Distanz betrifft die potenziellen Partner_innen so sehr, wie einen selbst. Man kann dem anderen gegenüber eine Maskerade durchspielen, die man auch selbst glauben darf, denn es gibt – zunächst – zwischen Alter und Ego keine weitere Ebene als die technisch vermittelte. Es ist, wie der Text vorgibt; die unerbittlichen Facetten der sozialen (und psychischen, und physiologischen, usw.) Realität treten als objektivistische Faktoren (und damit im Sinne Durkheims) erst später hinzu. Die Karten werden neu gemischt, wenn zwei Tinder-Nutzende den Schritt in die Face-to-face-Situation wagen; aber dann sind schon soziale Energien geflossen, die das weitere Geschehen fraglos mitbeeinflussen.

Der Vernetzung via ‚App‘ steht höchstens ein Computervirus entgegen. Corona bzw. vielmehr: Corona-Maßnahmen können nicht verhindern, dass Menschen sich virtuell treffen und sukzessive auf die außerdigitale Interaktionsebene wechseln. Fromme Belehrungen durch staatliche Gesundheitswächter, die in Sachen Online-Dating das Verzichtüben anrieten, waren während der Hochzeit der Pandemie kaum zu vernehmen. Solche Manöver wären ohnehin erfolglos, weil das Flirten im Internet prima facie noch keine Ansteckungsgefahr birgt – mehr räumlicher Abstand zwischen den Protagonist_innen ist schließlich kaum vorstellbar. Außerdem würde eine Intervention in die private Kommunikation hinein für quasi-chinesische Verhältnisse stehen; sie wäre der Ausweis für ein Regime, das in seinem Beschützerimpetus überhaupt keine roten Linien mehr kennt.

Pastoralmächtige Bevormundungen dieser Machart würden allenfalls dazu führen, die Nutzer_innen zu anderen, subversiveren Methoden zu ermuntern. Mehr noch, die Unterdrückung der freien Rede, die bei der abwegigen Vision eines Verbots von Dating-Programmen im Raum stünde, würde jenen, die das Gebot unterwandern, nach den Maßstäben einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung das berechtigte Gefühl vermitteln, auf der

‚moralisch richtigen‘ Seite zu stehen, also jene Position faktisch zu besetzen, die in diesem Fall die moralunternehmerische Herrschaftsordnung formal für sich selbst reklamieren würde.

Zu einer Apokalypse der Freiheit ist es nun aber bekanntlich nirgendwo gekommen, wo die Probleme nicht schon vor Covid-19 bestanden. Tinder & Co. konnten umstandslos weiter genutzt und, sofern gewünscht, bis zur allerletzten Dating-Option des eigenen Umkreises ausgeschöpft werden. Während einige mutmaßten, dass die Lockdown-Bedingungen zu einer vermehrten kompensatorischen Inanspruchnahme entsprechender Angebote führen würden, spricht m.E. auch manches Indiz für einen temporären Strukturwandel der onlineinduzierten Partnersuche. Fraglos dürfte einigen Vorsichtigen die Lust an der Transformation der Internet-Bekanntheit hin zur ‚echten‘ und womöglich erotischen Begegnung durch die Viruslast in der Bevölkerung nämlich vergangen sein. Dies spricht nun aber nicht gegen die Nutzung von Tinder, sondern für eine Nutzung unter den Vorzeichen der Krise: Man schreibt einander, tauscht Gedanken und Bilder aus, zeigt Interesse – und verschiebt die bald mehr, bald weniger zwingend erscheinende Konsequenz des leibhaftigen Aufeinandertreffens in eine gesündere Zukunft hinein.

Auch wenn dies der Reputation von Tinder zu entsprechen scheint, ist weder diese, noch sind ähnliche Offerten reduktionistisch ausschließlich auf Sex gemünzt. Selbst unverhohlene Sex-Dating-Angebote können den Kontingenzfaktor nicht ausschließen, d.h. es kann sich immerzu Liebe oder immer nur Sex ergeben, und natürlich können alle anderen Empfindungen evoziert werden, die sich zwischen Menschen nun einmal ergeben, wenn sie einander begegnen.

Zur Instrumentalisierung in Zeiten der lustvollen Anspannungen bieten sich online ohnehin andere Portale an, solche nämlich, bei denen es nicht um die vage Aussicht auf ein Treffen geht, sondern um die Möglichkeit der ein- oder auch zweiseitigen Erotisierung ausschließlich im digitalen Interaktionsrahmen. Dazu zählen selbstverständlich Myriaden pornografischer Webseiten, aber auch Konzepte des unmittelbaren Austauschs vor dem Computer. Zwei oder mehr Beteiligte können dabei sexuell aufgeladene Texte austauschen (‚Cybersex‘; Dekker, 2012) bzw. sich über den Einsatz der Webcam sehen, hören und wechselseitig erregen. Letzteres ist üblicherweise kostenpflichtig und stellt mithin eine Art zweidimensionale Sexarbeit dar – es handelt sich genau genommen um eine rein visuelle ‚Adspektprostitution‘, d.i. eine optische Vorführung ohne Tuchföhlung, die die Berührunglosigkeitsgebote von Stripclubs bzw. der ehemals zulässigen Peep-Shows reproduziert (Benkel, 2010a).

Auch ohne den Einsatz des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums Geld lassen sich solche Begeg-

nungen herstellen, dabei scheinen heterosexuelle Kontakte aber wesentlich schwieriger initiiierbar zu sein als männlich konnotierte Zusammenkünfte (Boll, 2019). In jedem Fall handelt es sich um Safe-Sex-Praktiken: Die Körperfluide verbleiben bei dem Körper, der sie absondert, und weder Geschlechts- noch gar Grippeerkrankungen bedrohen das Szenario. Zugleich wird Masturbation im Angesicht der Bildschirmdarstellung durch diese Praktiken zu einer gewissermaßen parasozialen Tätigkeit, die nämlich mehrere Bewusstseins einbindet und sogar die korrespondierenden Körper einbeziehen *kann*, wobei diese lediglich auf Monitoren sichtbar, damit aber nicht greifbar werden. Dieses hochgradig eigenwillige sexuelle Format stellt ein schon seit Jahren parallel zu den traditionellen Ausdrucksformen laufendes Paradigma erotischer Interaktion dar, das mehr von der Flüchtigkeit der Begegnung und dem Sicherheitsabstand zwischen anonym bleibenden Akteuren als von der Pandemie profitiert und das dennoch von der Parole des Abstandhaltens nicht negativ tangiert, sondern sogar positiv verstärkt wird.

Sexarbeitslosigkeit

Wer von Kommodifizierung der Sexualität spricht, kann selbstverständlich von der Prostitution nicht schweigen. Sie ist, als Dienstleistungssektor, in Deutschland seit der Einführung des sogenannten Prostituiertenschutzgesetzes im Jahr 2017 hinsichtlich der dadurch forcierten Einschränkungen und Rücknahmen zuvor politisch und juristisch erkämpfter Freiheiten bereits vor Covid-19 einigermassen gebeutelt gewesen. Die Pandemie hat sodann das vermocht, was die erstaunlichen moralunternehmerischen Allianzen aus Teilen des feministischen und des wertkonservativen Lagers bisher nicht bis zur Gänze durchsetzen konnten: die Sexarbeit wurde ausgesetzt, ja verboten. Wie aus Ländern bekannt ist, in denen entsprechende Abolitionen schon seit Jahren gültig sind (wie etwa Frankreich, Norwegen, Schweden u.v.a.), bedeutet dies nun aber weder eine Pause noch die Auflösung der Branche, sondern lediglich ihre Abwanderung in den weniger gut reglementierbaren, die Prostituierten vulnerabler machenden Untergrund. Sporadische Einmalzahlungen an Sexarbeiterinnen (die überwältigende Mehrheit unter ihnen ist weiblich) sind nur bedingt bzw. gar nicht geeignet, die finanziellen Einbußen auszugleichen, die die Corona-Beschlüsse dabei mit sich bringen.¹

¹ In meinen eigenen Feldforschungen in der Laufhaus-Szene im Frankfurter Bahnhofsviertel (Benkel, 2010b; ders., 2015) zeigte sich, dass eine der zentralen Motivationen der Prostituierten in der Versorgung ihrer etwa in Lateinamerika, Osteuropa oder Südostasien lebenden Familienmitglieder (häufig: ihrer Kinder) besteht, nicht

Dass Covid-19 ein standardisiertes Weiterführen von Bordellbetrieben, vom diskreten Appartement-Business oder von sogenannten ‚Sauna-Clubs‘ nicht zulässt, ist evident. Selbst unter Einhaltung sämtlicher logistisch umsetzbarer Empfehlungen (wie ausgiebiges Händewaschen oder das Tragen einer medizinischen Maske) sind Körperkontakte und damit leibliche Nähe hier unvermeidlich. An innovativen Vorschlägen (wie etwa der Perspektive, es sollten, sobald die Inzidenzwerte dies denkbar machen, vor allem solche Praktiken und Stellungen umgesetzt werden, die die Beteiligten möglichst ‚auf Distanz‘ halten, wie etwa *a tergo*), hat es nicht gemangelt, insbesondere nicht von Seiten diverser Prostituiertenhilfsorganisationen, die überdies nicht zu Unrecht monierten, dass das ‚Schmuddelthema‘ Sexarbeit in den Beschwörungen sozialer Solidarität angesichts der weltweiten Bedrohungslage, wie sie von politischen, medizinischen und andere Expert_innen vorgenommen wurden, fast vollständig ausgeblendet wurde.

Die Lobby derer, die Sex gegen Geld offerieren, ist klein und wenig durchsetzungstark, und die komplementären Nutznießer des Umstandes, dass Prostitution in Deutschland seit beinahe 100 Jahren und (formal) auch weiterhin legal ist, die Kunden, formieren sich ohnehin nicht zur Interessensgruppe (von einigen bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen). Erschwerend kommt hinzu, dass der Sexarbeit traditionell das Etikett eines gesundheitlich zumindest problematischen, wenn nicht sogar ernsthaft risikoreichen Tätigkeitsfelds aufgedrückt wird. Die ständig wechselnden Geschlechterpartner der Anbieterinnen halten demnach für diese wie für jene ein Reservoir der Gefährdungen parat, sodass sich die Corona-Maßnahmen aus der *public health*-Sichtweise letztlich an einen protektiven Diskurs anschmiegen, der immer schon Bestand hatte und immer schon das Beste für alle Beteiligten wollte.

Wie so oft, wenn es um ein polarisierendes, von Stigmatisierung geprägtes und zugleich öffentlichkeitsfremdes Terrain geht, wird auch im Feld der Sexarbeit mit Mythologisierung nicht geizt; und zwar sowohl mit Mythen, die der vermeintlichen Binnenlogik dieses Feldes entsprechen und von den Partizipant_innen als Fassade aufrechterhalten bzw. als authentischer Befund angenommen werden, wie auch mit Mythen, die von außen kommen und ein Labeling betreiben, das in der Folge exakt jene Vorurteile bestätigt, welche überhaupt erst den Impuls zur Abwertung gesetzt haben. Die Vorstellung, es gehe in der Prostitution gesundheitsgefährdender zu als anderswo (ein Image, das in einigen Bundesländern beispielsweise schon in den 1980er Jahren zur Kondompflicht führte, die seit 2017 bundesweit gilt), ist unbewiesen und ohnehin unbeweis-

bar, denn wie sollten die aktivsten unter den Promiskuitiven des Landes denn dabei als Kontrollgruppe herangezogen werden – von den ‚Performern‘ im *adult entertainment* ganz abgesehen?

Wie dem auch sei: Die Verknüpfung der Sexarbeit mit der gestiegenen Ansteckungsgefahr mit Covid-19 lässt sich kaum bestreiten, folglich ist der staatliche Eingriff begründet, wenngleich seine Effektivität sich nicht prüfen lässt. Nicht-Erfolge von Handlungen sind nun einmal nicht messbar, und außerdem existieren prostitutive Arbeitsbereiche ja weiter, allerdings unter der nivellierten Rahmung, dass sie nun tatsächlich unerlaubt und potenziell strafwürdig sind. Selbstverständlich ist nicht jede Sexarbeiterin bereit, den strukturellen Zwang zum Geldverdienen über ihre eigene oder die Gesundheit ihrer Freier zu stellen.

Andererseits zeigte sich u.a. in Frankfurt am Main, dass der ohnehin vorhandene (und ohnehin verbotene) Straßenstrich nach Inkrafttreten der entsprechenden Verbotsbestimmung hinsichtlich des personellen Angebots um ein Mehrfaches gewachsen war. Viele Frauen, die nicht mehr in den bordellartigen Betrieben des Bahnhofsviertels operieren durften, versuchten sich daran, die an diesem Ort erwarteten Kunden abzufangen und zu einer etwas anderen Sexarbeitskonstruktion zu bewegen, dem gemeinsamen Aufsuchen eines Hotels innerhalb des Reviers, dessen Betreiber offiziell strikt bestreiten, stundenweise Zimmer zu vermieten, es faktisch aber allenthalben tun. Ob bei diesen Exkursionen in die kommodifizierte Zweisamkeit die Maske wohl aufgesetzt geblieben ist?

Die scheinbar zufällige Unterhaltung auf der Straße, die scheinbar spontane Lust, miteinander ein Zimmer zu teilen, die vorgebliche Irrelevanz jedweder Bezahlung sind ebenfalls Mythen, diesmal aber solcher Art, das niemand an sie glaubt. Die lokalen Ordnungskräfte sind jedoch aus organisatorischen, mithin auch juristischen Gründen nicht imstande, die Flut der Nebenengagements am Straßenstrich eindämmend zu kontrollieren. Als Konsequenz des Corona-Dekrets interagieren Freier und Prostituierte folglich in einem als Privatsphäre ausgeflaggten Kontext, der die immerhin rudimentären Absicherungen im Laufhaus- oder Bordellzimmer (die Präsenz von ‚Aufpassern‘ vor der Videoüberwachungsanlage, der Sicherheitsknopf für Gefahrensituationen usw.) vermissen lässt. Es ist schwer zu sagen, aber angesichts der Vorlieben, die Freier ansonsten in dieses Feld hineinbringen auch nicht ganz abwegig, dass die Subversion der Sexarbeit in Corona-Zeiten einen besonderen Reiz auf Teile der Kundschaft ausübt: Der sonst eher mechanische Ablauf mit etablierten Regeln wird von einer klandestinen Verabredung abgelöst, die an andere Orte führt, wesentlich weniger strukturiert und daher für beide Seiten überraschungsoffener ist.

Dies gilt zumindest für die häuslichen Prostitutionsformen. Der Straßenstrich verläuft seit jeher gemäß die-

im Erwirtschaften eines subjektiv gewinnbringenden Lebensstils. (Letzteres ließ sich hingegen als Kernmotivation im etwas anders beleumundeten und kostspieligeren Escort-Segment ausmachen.)

ser Aushandlungsprinzipien, und in der Escort-Sexarbeit sind Haus- und Hotelbesuche der übliche Modus; sie finden auch zu Zeiten der Pandemie statt, sofern die Frauen dazu bereit sind. Da die Kontakte hier üblicherweise über Webseiten, manchmal auch über Agenturen laufen und die Vorab-Kommunikation per E-Mail erfolgt, liegt der semiprivater Anstrich der Interaktion schon a priori vor. Die sexuelle Begegnung ist also, aus institutioneller Sicht, ohnehin privat, d.h. kaum durchleuchtet und regulierbar, und somit fällt die Verantwortung für das Ja oder Nein in Zeiten der Pandemie hier auf die Akteure selbst zurück.

Nahe und ferne Körperkontakte

Unter allen Varianten des Körperkontakts (Schmidt & Schetsche, 2012) sind sexuelle Interaktionen schon aufgrund der komplizierten Bedingungen ihrer Ermöglichung und aufgrund ihres (wenigstens hypothetischen) psychosozialen und ethischen Ballasts besonders aufschlussreich. Der Aufschlussreichtum potenziert sich geradezu, wenn der erotische Körperkontakt zum Vexierpunkt einer von Institutionen getragenen *Rettungsintervention* wird – wenn es also darum geht, Gefahren zu verhüten, die so abstrakt sind, wie der Sex konkret, situativ, körperlich und im Hier und Jetzt verortet ist.

Semantiken der Abschirmung vor Problemen sind in sexuellen Situationen nichts Neues: Achtsamkeit gegen mögliche sexualisierte Angriffe, das Verwenden von Kondomen, hygienische, physische und psychische Vorbereitungen bei diversen Spielarten und generell ein erhöhtes Risikobewusstsein beim Zusammentreffen mit Fremden werden regelmäßig angemahnt. Für gewöhnlich korreliert die gleichsam zunächst nur abstrakte Bedrohung dabei mit dem Fremdsein der anderen Person, nicht mit der Nähe zu einem anderen Körper. So betrachtet, ist Covid-19 tatsächlich eine Art sexuelles Virus: Je intimer sie ist und je länger sie andauert, desto gefährlicher ist die soziale Interaktion (bzw. könnte sie sein). Corona egalisiert sogar die sexuelle Beziehung, denn ob man sich nun 50 Jahre oder 50 Minuten kennt, ist angesichts der feindseligen Biologie des Virus irrelevant. Genau genommen, sind diejenigen, die auf 50 Jahre Bekanntschaft zurückblicken, sogar gefährdeter, weil sie älter sind – denn die Erkrankung ist, wenn sie ausbricht, bekanntlich im hohen Alter am gravierendsten.

Nachdem jahrzehntelang für die sexuelle Autonomie gestritten wurde, dürfte es schwierig werden, Gesundheitsvorsorge als rhetorischen Motor einer neuen gesamtgesellschaftlichen Abstinenzregelung zu etablieren.

Das Private der Privatsphäre hält mittlerweile, infolge langer Einübung, rechtlichen bzw. polizeilichen Einbruchsinteressen stand, sofern keine Straftaten im Spiel

sind. Eine Öffnung intimer Lebensbereiche zugunsten allumfassender Schutzinspektionen wurde selbst auf dem Höhepunkt der Pandemie nicht gefordert. Anders als beim Kondom, das sich als Barriere gegen eine todbringende Krankheit als effektiv erwiesen hat und deshalb geradezu naturalisiert wurde (die Rede ist vom ‚condom sense‘), hat die FFP2-Maske es wohl schwer, eine bleibende Ablagestätte auf dem Nachttisch zu finden.

Dies bedeutet aber umgekehrt, dass diejenigen, die das Problem von vornherein leugnen, von den Errungenschaften der ‚sexuellen Revolution‘ und ihrer Nachfolgeprojekte profitieren. Sogenannte ‚Querdenker‘ sind, soweit sich dies überblicken lässt, vermutlich überwiegend keine ‚Queerdenker‘, aber sie können den privaten Rückzugsbereich, der eben auch mit der sexuellen Entfaltung assoziiert ist, indes weit mehr als das Schlafzimmer umfasst, als heiliges Refugium einer dem Staat abgewendeten Lebensführungsprozedur bejubeln. Die sexuelle Sphäre könnte vielleicht emblematisch für diese letzte Bastion sein, wenn denn Verschwörungstheoretiker_innen mehr Sinn für Erotik aufwiesen.

Eine strategische Berührungslosigkeit, ein ‚nicht zu nahes Rangehen‘, war und ist die Devise beim Fotografieren, damit alles Abgelichtete gut sichtbar wird. In der sexualisierten Version der Bilderzeugung, in der Pornografie, muss ‚zu nah‘ und ‚zu fern‘ anders austariert werden, schließlich soll der genitale Aktivismus möglichst sichtbar sein (Lautmann & Schetsche, 1990). Zu weit weg sein bedeutet hier, den Clou der gesamten Inszenierung zu verpassen. Distanzen können also auch Näherungsmedien sein – und Berührungen in der sexuellen Interaktion in ihrer Wertigkeit können durch die medialen Annäherungen übertroffen werden, die auf die interagierenden Körper auch und vor allem abzielen. Sex im pornografischen Rahmen ist stets beides, Unmittelbarkeit und raum-zeitliche Ferne, und in dieser zwiespältigen Form ist die Pornografie zu einem Kulturgut geworden (Schuegraf & Tillmann, 2012).

Sex im Privaten hingegen will die Ferne unbedingt einbüßen und soll nur Nähe, nur Intimität sein; dies ist für viele sogar der ‚Wesensgrund‘ sexueller Interaktion überhaupt. Die Popularität von Pornos ist von diesem Gegenpol abhängig, und vielleicht gilt dies heutzutage auch vice versa. Gegen einen so stabilen ontologischen Status können Abstandsgebote wenig ausrichten. Verordnete Berührungslosigkeit war in der intensivsten Phase der Corona-Zumutungen schon nicht durchdringend genug, nachhaltig ein sexuelles Umdenken zu besorgen. Das Risiko der intimen Berührung mag eine soziale Tatsache sein, die beiden Pole sind aber nicht gleichwertig: Im Zweifel ist das Vorhandensein des Risikos von Nachteil nicht für die Berührungslust, sondern für die Verbreitung des mit dem Risiko verbundenen Schreckgespensts.

Literatur

- Armstrong, E.A., England, P., Fogarty, A.C.K., 2012. Accounting for Women's Orgasm and Sexual Enjoyment in College Hookups and Relationships. *American Sociological Review* 77 (3), 435–462.
- Baudrillard, J., 1989. Videowelt und fraktales Subjekt. In: *Ars Electronica* (Hg.), *Philosophien der neuen Technologie*. Merve, Berlin, 113–131.
- Bauman, Z., 2003. *Liquid Love. On the Frailty of Human Bonds*. Polity, Cambridge/Malden.
- Bauman, Z., 2012. *Leben als Konsum*. 3. Aufl. Hamburger Edition, Hamburg.
- Benkel, T., 2010a. Der intime Augenzeuge. Elemente einer Soziologie des Voyeurismus. In: Ders., Akalin, F. (Hg.), *Soziale Dimensionen der Sexualität*. Psychosozial, Gießen, 361–389.
- Benkel, T., 2010b. Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels. Ein soziologischer Rundgang. In: Ders. (Hg.), *Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum*. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 15–100.
- Benkel, T., 2015. Die Konstruktion der sexuellen Wirklichkeit. Körperwissen, Medienbilder und die Logik der Prostitution. In: Lewandowski, S., Koppetsch C. (Hg.), *Sexuelle Vielfalt und die (Un-)Ordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität*. Transcript, Bielefeld, 67–98.
- Benkel, T., 2021. Modelle sexueller Arbeitsteilung. Diskurse und Differenzen. In: Ders., Lewandowski, S. (Hg.), *Kampfplatz Sexualität. Normalisierung, Widerstand, Anerkennung*. Transcript, Bielefeld, 39–71.
- Berger, P.L., Kellner, H., 1965. Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt* 16 (3), 220–235.
- Boll, T., 2019. *Autopornographie. Eine Autoethnografie mediatisierter Körper*. De Gruyter, Berlin/Boston.
- Christensen, M.A., 2021. 'Tindersluts' and 'Tinderellas'. Examining the Digital Affordances Shaping the (Hetero-)Sexual Scripts of Young Womxn on Tinder. *Sociological Perspectives* 64 (3), 432–449.
- Collins, R., Coltrane, S., 2001. *Sociology of Marriage and the Family. Gender, Love, and Property*. 5. Aufl. Wadsworth, Belmont (Calif.).
- Dekker, A., 2012. *Online-Sex. Körperliche Subjektivierungsformen in virtuellen Räumen*. Transcript, Bielefeld.
- Delanty, G. (Hg.), 2021. *Pandemics, Politics, and Society. Critical Perspectives on the Covid-19 Crisis*. De Gruyter, Berlin/Boston.
- Dombrowski, J., 2011. *Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings*. Transcript, Bielefeld.
- Dröge, K., Voirol, O., 2013. Prosumer der Gefühle. Zum emotionalen Produktionsregime des Web 2.0 am Beispiel von Online Dating Plattformen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 38 (2), 185–202.
- Durkheim, E., 1984. *Die Regeln der soziologischen Methode*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Heidingsfelder, M., Lehmann, M. (Hg.), 2021. *Corona. Weltgesellschaft im Ausnahmezustand? Velbrück, Weilerswist*.
- Kaufmann, J.-C., 2004. *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*. UVK, Konstanz.
- Latour, B., 2006. Über technische Vermittlung. Philosophie, Soziologie und Genealogie. In: Belliger, A., Krieger, D. J. (Hg.), *ANTHology. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Transcript, Bielefeld, 483–528.
- Lautmann, R., Schetsche, M., 1990. *Das pornographierte Begehren*. Campus, Frankfurt am Main/New York.
- Lindemann, G., 2020. Die Ordnung der Berührung. Staat, Gewalt und Kritik in Zeiten der Coronakrise. Velbrück, Weilerswist.
- Newett, L., Churchill, B., Robards, B., 2017. Forming Connections in the Digital Era. Tinder, a New Tool in Young Australian Intimate Life. *Journal of Sociology* 54 (3), 346–361.
- Otte, G., 2007. Körperkapital und Partnersuche in Clubs und Diskotheken. Eine ungleichheitstheoretische Perspektive. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 2 (2), 169–186.
- Peetz, T., 2019. Ausweitung der Paarungszone? Grenzverschiebungen digitalisierter Paarbeziehung. In: Kropf, J., Laser, S. (Hg.), *Digitale Bewertungspraktiken. Für eine Bewertungssoziologie des Digitalen*. Springer VS, Wiesbaden, 261–273.
- Reichert, R., 1997. *Der Diskurs der Seuche. Sozialpathologien 1700–1900*. Fink, München.
- Rosenfeld, M.J., 2018. Are Tinder and Dating Apps Changing Dating and Mating in the U.S.? In: Van Hook, J., McHale, S.M., King, V. (Hg.), *Families and Technology*. Springer, Cham, 103–117.
- Schmidt, G., 2014. *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Psychosozial, Gießen.
- Schmidt, R.-B., Schetsche, M. (Hg.), 2012. *Körperkontakt. Interdisziplinäre Erkundungen*. Psychosozial, Gießen.
- Schmitt, C., 2002. *Der Begriff des Politischen*. 7. Aufl. Duncker & Humblot, Berlin.
- Schuegraf, M., Tillmann, A. (Hg.), 2012. *Pornografisierung von Gesellschaft. Perspektiven aus Theorie, Empirie und Praxis*. UVK, Konstanz.
- Simmel, G., 1999. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.

Autor

Akademischer Rat Dr. phil. Thorsten Benkel, Universität Passau, Lehrstuhl für Techniksoziologie und nachhaltige Entwicklung, Dr. Hans-Kapfinger-Str. 12, 94032 Passau, e-mail: Thorsten.Benkel@uni-passau.de

Zertifikatslehrgang Sexualberatung Febr. 2022 – Mai 2023



Mehr Sicherheit und Kompetenz in Sexualberatung

Der Bedarf an Beratung zu sexuellen Fragen wächst. Die isp Weiterbildung Sexualberatung vermittelt Fachwissen zu sexuellen Entwicklungen und Störungen, trainiert Beratungskompetenzen und Kommunikation über Sexualität und erhöht die Sicherheit in der Sexualberatung durch Selbstreflexion.

Zielgenaue Qualifikation für Fachkräfte aus dem Beratungs- und Gesundheitsbereich, pädagogische Mitarbeiter*innen aus der Jugend- oder Behindertenhilfe und anderen Feldern der sozialen Arbeit.

Zertifizierte Beratungskompetenz in Theorie und Praxis:

- 8 Seminare à 3 - 5 Tage
- Sexualitätsbezogenes Wissen und Erlernen von Beratungsfertigkeiten
- Diverse Beratungssettings für die praxisnahe Arbeit mit unterschiedlichen Zielgruppen
- Systemische Grundlagen unter Einbeziehung tiefenpsychologischer Zugänge sowie körper- und verhaltensorientierter Ansätze und Methoden
- Begleitete Online-Beratungsübungen
- Exemplarische Beratungslösungen an Beispielen aus der Gruppe
- Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität und Körperlichkeit
- Abwechslungsreiche Didaktik

Jetzt
anmelden

Verkörperter Verstrickungen in „diesen Zeiten“ – Überlegungen zu Interkorporalität und sozialer Distanz*

Victoria Pitts-Taylor

Embodied Entanglements in „these times“ – Reflections on Intercorporeality and Social Distance

Abstract

The use of *FaceTime* and other technologies as a substitute for in-person caregiving at the end of life has become more common in pandemic times. Despite widespread reliance on technologically mediated experiences to alleviate social isolation and to connect people in moments of crisis and vulnerability, being on screen with another person is not equivalent to „really being there“. In this essay I consider social interaction with those at or near the end of life as a phenomenological concern, in part as a way to come to grips with my own experience of the death of loved ones. The feeling of insufficiency I experienced using *FaceTime* to connect with a dying person in the ICU can be articulated through the language of social phenomenology, which describes intercorporeality as integral to direct social experience.

Keywords: Social media, Embodied mind, Phenomenology, Intersubjectivity, Alfred Schutz

Zusammenfassung

Die Verwendung von *FaceTime* und anderen Technologien als Ersatz für die persönliche Begegnung am Lebensende ist in Pandemiezeiten häufiger geworden. Trotz des weit verbreiteten Vertrauens in technologisch vermittelte Erfahrungen, um die soziale Isolation zu lindern und Menschen in Krisen- und Verletzbarkeitsmomenten miteinander zu verbinden, ist mit einer anderen Person auf dem Bildschirm zu sein nicht gleichbedeutend mit „wirklich da zu sein“. In diesem Aufsatz betrachte ich die soziale Interaktion mit Menschen am oder gegen Ende ihres Lebens als ein phänomenologisches Anliegen – teilweise als Versuch, meine eigene Erfahrung mit dem Tod geliebter Menschen in den Griff zu bekommen. Das Gefühl der Unzulänglichkeit, das ich mit *FaceTime* erlebt habe, als ich mich mit einer sterbenden Person auf der Intensivstation verbinden wollte, kann durch die Sprache der sozialen Phänomenologie

artikuliert werden, die die Interkorporalität als integralen Bestandteil der direkten sozialen Erfahrung beschreibt.

Schlüsselwörter: Soziale Medien, verkörperter Geist, Phänomenologie, Intersubjektivität, Alfred Schütz

Durchhalten in „diesen Zeiten“

Die Kunstgalerie an der Universität von Cambridge, *Kettle's Yard*, hatte Künstlern Videos in Auftrag gegeben, mit denen sie auf die Covid-19-Pandemie reagieren sollten. Dabei wurden drei Fragen gestellt, die als Prompt dienen sollten: „Was sind jetzt die besten Zeiten? Was sind jetzt die schlimmsten Zeiten? Von dem, was Sie in diesen Zeiten gelernt haben, was möchten Sie festhalten?“ Im Grunde genommen erforderte die Übung, dass die Künstler eine implizite Diagnose von „diesen Zeiten“ liefern und ausmachen, was sie in „diesen Zeiten“ entdeckt haben, das sich aufzubewahren lohnt. Die in Großbritannien lebende israelische Künstlerin Oreet Ashery befasst sich in ihrem Video mit der Abhängigkeit von Technologie, um die soziale Isolation zu verringern und Menschen in Momenten der Krise und Verletzbarkeit miteinander zu verbinden.

Die Kulisse von Asherys knapp 4-minütigem Video („Three Questions to Oreet Ashery“ genannt) ist ihre Wohnung, in der der Betrachter eine Reihe von Objekten herumliegen sieht, darunter einen gelb-schwarzen Fußball und Stapel von Kunstmaterialien. Die Wohnung wird von einem sich schnell drehenden Schreibtischstuhl aus gefilmt, der sich nach rechts, dann nach links dreht. Die verschiedenen Wohnungsgegenstände fliegen, kaum erkennbar, in die eine, dann andere Richtung vorbei. Objekte verlieren ihre Gebrauchseigenschaften und werden skulptural oder architektonisch. Sie verlieren ihre Dimensionen und verändern Form und Größe durch Nahaufnahmen. Der Fußball wird zu einem flachen Quadrat, einem gelben und schwarzen abstrakten Grafikdruck. Zwei Rollen Zellophan mit dem handgeschriebenen Wort „Irreplaceable“ („Unersetzbar“) nehmen wie Werbetafeln die Hälfte des Bildschirms ein.

Die Wohnungsaufnahmen sind mit Standbildern von Asherys Mutter Haya durchsetzt, die in einem Pflegeheim in Israel lebt. Einzelne Sätze aus dem Gespräch zwischen Mutter und Tochter erscheinen auf dem Bildschirm: „Wir sprechen und ich weiß, dass du im Pflegeheim sicher bist“.

* Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag für das Activist Neuroaesthetics Symposium im März 2021 zugrunde, das von Warren Neidich und Sarrita Hunn organisiert wurde, <https://activistneuroaesthetics.art/symposium/>. Übersetzung, auch der englischsprachigen Zitate, und redaktionelle Bearbeitung, Margy Gerber und Rainer Alisch.

„Sie sind streng und testen ständig. Ich bin beruhigt. Niemand ist bis jetzt infiziert worden.“

Asherys virtuelle Verbindung mit Haya ist einerseits beruhigend. Trotzdem gibt es zu viel Abstand zwischen ihnen. Der Videoanruf, der wohl über *FaceTime* oder *WhatsApp* geführt wird, bricht öfter zusammen: „Schlechte Verbindung“, „In Wartestellung“ erscheinen dann auf dem leeren Bildschirm. Asherys Mutter ist nur in Standbildern zu sehen, was darauf hindeutet, dass sie eher für Kontemplation als für Interaktion zur Verfügung steht.

Asherys „Three Questions“ stellt eine bestimmte Welt der sozialen Isolation und Einschränkung dar, die durch die Sehnsucht nach einer fernen Person gekennzeichnet ist. Die Stimmung ist – wie bei dem Punk-Metal-Instrumental-Soundtrack des Videos – sowohl düster als auch aufgeregt. Die verzerrte Wahrnehmung von Objekten deutet auf deren Überpräsenz hin. Sie sind zu groß, füllen den Bildschirm aus oder ändern ihre Form durch zu lange betrachtete Teildetails. Der Videoanruf, den die Künstlerin mit ihrer Mutter führt, veranschaulicht eine gespannte, körperlose Verbindung zwischen einem Raum, einem Gebäude und einem Land zu einem anderen Raum, in einem anderen Gebäude, weit weg. Die Unterbrechungen und Pausen deuten darauf hin, dass Ashery und ihre Mutter trotz des Versprechens der Kommunikationstechnologien die Entfernung nicht vollständig überbrücken können. Die Abwesenheit eines Menschen in diesem sozial leeren Raum wird von dem anderen spürbar gefühlt.

Die Frage „Was möchten Sie von dem festhalten, was Sie in diesen Zeiten gelernt haben?“ kann phänomenologisch bedacht werden. Etwas zu halten ist im Grunde eine physiologische Handlung, die das Berühren und Greifen beinhaltet. Halten ist eine körperliche Handlung, die sich in Raum und Zeit entfaltet. Es erfordert die Nähe des Objekts. Gayle Salamon (2012) stellt fest, dass das Halten nicht nur eine Aktion, sondern auch eine Fähigkeit ist. Etwas im Griff zu haben, setzt voraus, dass man die Fähigkeit hat, es zu behalten. *Festhalten* bezieht sich auf den Versuch, das Objekt in der Nähe zu halten, wenn es sich entfernt. Wenn ich das Gefühl haben möchte oder brauche, mit einem anderen dort – „im Fleisch“ – zu sein, was genau möchte ich halten? Was muss ich erfassen können, um mich in der Nähe zu fühlen?

FaceTime – die einzige Option

In den ersten Monaten der Pandemie berichteten die Nachrichtenmedien in den USA über die Verwendung von *FaceTime* in Krankenhäusern, die Besuchern aufgrund der Ansteckungsgefahr den Eintritt verweigerten. Die Kommunikationstechnologie wurde (und wird) verwendet, um

Kranke und Sterbende mit geliebten Menschen zu verbinden, die nicht präsent sein konnten. In den Nachrichten wurden die schlimmsten Fälle hervorgehoben. Patienten, die sonst alleine oder begleitet von einem Fremden mit Maske und Gesichtsschutz sterben würden, wurden über die Bildschirme von Mobiltelefonen näher an ihre Angehörigen herangeführt. Da sie diese Verbindungen möglich machten, wurden die Pflegekräfte in den überfüllten Krankenhäusern als heldenhaft dargestellt, die sich die Zeit nahmen, ein iPhone an das Krankenhausbett eines Covid-19-Patienten zu bringen und einen Anruf einzuleiten.

In einem Bericht aus New Jersey rief die Schwester eines Patienten „verzweifelt das Krankenhaus an, um einen persönlichen Besuch bei ihrem Bruder zu vereinbaren [...]“, was nicht möglich war. Der Artikel berichtete, dass „FaceTime ihre einzige Option war“ und ein Angestellter im Gesundheitswesen auf ihr Bitten reagiert hätte:

„Er zog sich ein Krankenhauskleid, ein Haarnetz, eine Schutzbrille und eine Maske an und arrangierte den Anruf zwischen dem [Patienten] und seiner Familie, die sich bemüht hatte, alle seine Geschwister in verschiedenen Teilen des Landes ebenfalls in die Leitung zu bringen. Er stellte das Gerät neben [den Patienten] und verließ den Raum, um der Familie im intimen Moment eine Privatsphäre zu geben.“ (Zoppo, 2020)

In Washington hat eine Krankenschwester es „auf sich genommen“, mit ihrem eigenen Telefon einen *FaceTime*-Anruf zwischen einer Patientin und ihrer Tochter zu ermöglichen (Amand, 2020).

Diese Meldungen enthüllen persönliche Details zu den Anrufen, um die emotionalen Aspekte der Verbindung auf diese Weise zu unterstreichen, Details, die auch den vermittelten Interaktionen von *FaceTime* ein Gefühl der Intimität verleihen.

Obwohl die für diese Geschichten befragten Personen anerkannten, dass *FaceTiming* nicht gleichbedeutend mit persönlichem Zusammensein ist, bedankten sie sich ausnahmslos für die Bemühungen der Pflegekräfte, sie virtuell miteinander zu verbinden. In diesen Erzählungen ist auch Dankbarkeit für die Technologie selbst enthalten, die sowohl als Teilmittel gegen soziale Distanzierung als auch als neue Art der Beziehung zu anderen in diesen Zeiten dargestellt wird. Eine Frau in New York, die *FaceTime* mit ihrem kranken Ehemann rund um die Uhr nutzte, bemerkte: „Das Land gewöhnt sich an Fernunterricht und wir mussten uns an virtuelle Sorge und virtuelle Ehe gewöhnen, um nur füreinander da zu sein“ (Vera, 2020).

Die Pflege von Kranken und Sterbenden wird durch die Verwendung von iPads, Mobiltelefonen, und Apps wie *FaceTime*, *Skype* und *Zoom* drastisch verändert. *Beckers Hospital Review* zitiert einen Krankenhausesseelsorger aus

San Francisco wie folgt: „Technologie nimmt in unserer Arbeit wirklich einen neuen Platz ein. In gewisser Weise ist es zu einer Berührung, Stimme und Verbindung geworden, die wir nicht haben können“ (Bean & Gamble, 2020).

Videotelefonie

Die Videotelephonie erschien zuerst 1968 im Science-Fiction-Film *2001: A Space Odyssey*. Ein öffentliches Bildfone ermöglicht es dem Wissenschaftler Heywood Floyd, von der Raumstation IV aus mit einer Kreditkarte seine Tochter auf der Erde zu sehen und mit ihr zu sprechen. Obwohl sowohl das Kind als auch Floyd den Anruf als banal betrachten – sie unterhalten sich über den Tag, Mutter ist nicht zu Hause und Floyd bittet sie, eine Nachricht entgegenzunehmen –, muss die Technologie den Zuschauern Ende der 1960er Jahre wundersam erschienen sein und noch bis vor kurzem genauso.

Als die Videotelephonie in letzter Zeit realisierbar wurde, wurden englischsprachige Gebrauchsanweisungen „What is Video Calling? online gepostet:

„Videoanrufe sind wie normale Telefonanrufe, außer dass Sie die Person sehen können, die Sie anrufen, und sie Sie auch sehen kann. Dies macht jeden Anruf zu etwas ganz Besonderem, da Sie nie wieder einen großen Moment verpassen müssen. Sie können die ersten Schritte eines Enkels sehen, ein Geschwister, das möglicherweise weit weg lebt, oder alles andere, was Sie nicht missen möchten. Es wird sich so anfühlen, als wären Sie genau dort bei ihnen!“ (Lynch, 2019)

Videotelephonie ermöglicht zwar eine persönliche Interaktion über eine Distanz, aber das Gefühl, „genau dort“ bei jemandem zu sein, der weit weg ist, kann zuviel Hype sein, was diese Technologien betrifft. Ein Kaplan in Chicago äußerte sich so:

„Die Wahrheit ist, dass keine der virtuellen Technologien es ersetzt, am Krankenbett zu sein, und ich denke, wir müssen ehrlich sein. Wir sind es so gewohnt, mit unseren Lieben zusammen zu sein – sie zu sehen, ihnen ins Ohr zu flüstern und Dinge in Echtzeit zu sagen. Es ist schwer einzuschätzen, wie viel Leid Familien dadurch zugefügt werden, wenn sie das nicht körperlich haben können.“ (Bean & Gamble, 2020, o.S.)

FaceTime war vielleicht „ihre einzige Option“, aber es ist erwähnenswert, dass laut einigen Berichten die strengsten Besuchsverbote von Krankenhäusern erlassen wurden,

die ihre persönliche Schutzausrüstung rationieren mussten. Zu den strukturellen Ursachen für diese Umstrukturierung der Versorgung am Lebensende zählen daher mangelnde Vorbereitung und Ressourcen für Krisen im Bereich der öffentlichen Gesundheit. Der Neoliberalismus hat eine Vermarktung der öffentlichen Gesundheit bewirkt und die Pflegearbeit unterfinanziert und unterbezahlt. In der Zwischenzeit nutzen „digitale Kommunikationsplattformen ein allgemeines Gefühl der Fürsorge für unsere Lieben, während wir getrennt bleiben ...“, wie Eleri Fowler (2021, o.S.) kürzlich in einem Aufsatz argumentierte. Der digitale Kapitalismus verwandele seine Benutzer in affektive Arbeiter und die Online-Fürsorge in extrahierbare Daten. Für die Technologieunternehmen stellt Fowler fest: „Die Schwierigkeit, sich um die Sterbenden zu kümmern, ist nur ein weiteres Problem, das technologische Innovationen lösen können.“ Aber während Technologien uns über Distanz verbinden können, brauchen die unheilbar Kranken in der Gegenwart Aufmerksamkeit, die auf nichts anderes als Verbundenheit abzielt, oder wie Fowler es ausdrückt: „Halten, Bleiben, Zeugnis geben“.

Videoanruftechnologien werden auf viele verschiedene Weisen verwendet, da sie von verschiedenen Personen in unterschiedlichen Kontexten eingesetzt werden. Für manche Menschen ist technologisch vermittelte Kommunikation möglicherweise zugänglicher als persönliche Interaktion.¹ Und wie Yvonne Forster feststellt, wurden Technologien immer in die menschliche Wahrnehmung einbezogen und sind „Teil des Körpers und der Art und Weise, wie Menschen einander begegnen“ (2020, o.S.). Das kreative Potenzial einer Mensch-Maschine-Assemblage ist unbegrenzt. Anstatt sich solchen Technologien zu widersetzen, schlägt Forster vor, sollten wir ihre Verwendung so ändern, dass ihr Potenzial zur Ermöglichung von Geselligkeit maximiert wird, sodass die Assemblage kognitiv und emotional zufriedenstellend funktioniert.

Fosters Vorschlag wirft die Frage nach dem Standard auf, an dem wir solche Wechselwirkungen messen. Was genau ist das Objekt der Sehnsucht für diejenigen, die über technologisch vermittelte Entfernungen leiden? Was sind die sozialen Affordanzen eines „wirklich da Seins“, die fehlen? Eine Beschreibung von Sozialität als einem situier-ten, dynamischen Prozess zwischen gesinnten Körpern, in dem der Kontext von Bedeutung ist, bietet einen Einblick in das, was „wirklich da zu sein“ für diejenigen bedeuten könnte, die sich danach sehnen, „im Fleisch“ da zu sein.

¹ Ich bin Ralph Savarese dankbar, dass er mich in unserem Gespräch über diesen Aufsatz daran erinnert hat.

Körper und Verstrickungen in der sozialen Erkenntnis

Wenn die Erfüllung einer sozialen Interaktion nur von der Fähigkeit abhängt, Wörter zusammen mit Gesichtsausdrücken und Gesten auszutauschen, kann Asherys Gefühl der Distanz einfach durch die Stärkung ihrer Internet- oder Mobilfunkverbindung überbrückt werden. Die Behauptung, dass „wirklich da sein“ auf diese Weise erreicht wird, kann auf traditionelle kognitivistische oder neuroreduktionistische Annahmen über Geist und Gehirn zurück geführt werden. In meinem Buch *The Brain's Body: Neuroscience and Corporeal Politics* (2016) habe ich die Argumente dagegen zusammengefasst, soziale Prozesse auf angeborene, automatische Funktionen einzelner Gehirne zu reduzieren.

Neuroreduktionistische Theorien der sozialen Kognition verstehen den Geist (*mind*) fast ausschließlich als eine Frage der Gehirnfunktion, und die Sozialität als Folge der Aktivitäten einzelner Gehirne, die andere beobachten und unabhängig voneinander aus der Ferne erkennen. Zum Beispiel wird in einer Version der Simulationstheorie von Spiegelneuronsystemen Empathie auf die automatische neuronale Aktivierung im Gehirn des Einzelnen reduziert, der andere beobachtet. Das mimetische Abfeuern von Neuronen im sensomotorischen Kortex, das das widerspiegelt, was der andere tut, ermöglicht angeblich ein vorreflexives Erfassen dessen, was der andere beabsichtigt oder sogar fühlt. Und in bestimmten neurowissenschaftlichen Berichten über Zuneigung wird das Gefühl der Bindung (*bonding*) an gewisse andere auf den Einfluss eines Neurohormons reduziert, das auf ein (weibliches) Gehirn in einem einzelnen Körper wirke. Ein sogenanntes „mütterliches“ Gehirn wird aufgrund der neuronalen Wirkungen von Oxytocin automatisch auf bestimmte kognitive Verhaltensweisen vorbereitet.

Im Gegensatz dazu versteht die situierte, verkörperte Sichtweise der Sozialität, für die ich mich in *The Brain's Body* eingesetzt habe, das Erkennen nicht nur in Hinsicht auf neuronale, sondern auch in Bezug auf andere körperliche Prozesse, und sieht diese als Entfaltungen über die Zeit zwischen Individuen und in Kontexten, die von Bedeutung sind. Im Fall von Spiegelneuronen habe ich Studien hervorgehoben, die sich mit der Frage befassen, wie der Kontext die Wahrnehmung und somit die neuronale Aktivierung beeinflusst.

Was die Zuneigung betrifft, wies ich auf Untersuchungen zur Plastizität des Oxytocinsystems hin, die darauf hindeuten, dass die Bindung von körperlichen Interaktionen zwischen Individuen abhängt und auf diese reagiert. Meine Argumente stützten sich auch auf die feministische Erkenntnistheorie und die Philosophie des Geistes, die

beide phänomenologischen Einsichten in ihrer Darstellung der Rolle des Körpers bei Wahrnehmung und Erfahrung verpflichtet sind.

Theorien der verkörperten Erkenntnis stützen sich auf die klassische Phänomenologie und den Pragmatismus sowie auf die Neurowissenschaften, um den grundlegenden Beitrag des Körpers zum Wahrnehmen, Erleben und Verstehen der Welt zu demonstrieren. Verkörperte Perspektiven auf Erkenntnis erforschen die Art und Weise, wie Subjekte durch praktisches, absichtliches Handeln und Emotionen oder Fühlen die Welt als bedeutungsvoll erfassen. Sie ermöglichen auch ein Verständnis des in die Welt eingebetteten Körpersubjekts als zusammenwirkend mit der Welt, so dass wir über das Erkennen im Sinne einer breiteren kognitiven Ökonomie und Ökologie nachdenken können.

Diese Erkenntnisansätze spiegeln die feministische erkenntnistheoretische Behauptung wider, dass Wissen nicht von einem neutralen oder wirklich objektiven, sondern immer von einem investierten, gefühlten und situierten Standpunkt aus erzeugt werde. Das feministische Denken über Verkörperung besteht auch auf epistemischer Vielfalt, der Idee, dass Unterschiede zwischen Körpern und verkörperten Situationen einen Unterschied darin machen, wie wir die Welt erkennen. Die Beachtung von Unterschieden liefert ein besseres Gefühl für die epistemische Bedeutung des sozialen Ortes und hilft uns auch, normative Behauptungen über Körper und Geist als solche zu erkennen (zum Beispiel als Ausdruck von Ableismus oder Heteronormativität).

Interkorporalität der Kognition

Wenn Theorien der verkörperten Kognition größtenteils von einer individuellen und nicht von einer relationalen Sichtweise des Subjekts ausgehen und eine Perspektive der ersten Person betonen, versucht eine „intersubjektive Wende“ in der Theorie der verkörperten Kognition (De Jaegher, 2018), die soziale Kognition durch die Interaktionen zwischen verkörperten Köpfen (*minds*) zu verstehen. Die Interaktionstheorie erkennt an, dass soziales Verständnis nicht auf den individuellen Verstand oder das Gehirn reduziert werden kann, sondern im gegenseitigen sozialen Kontakt mit anderen stattfindet (Gallagher, 2011). Eine interkorporale Darstellung der sozialen Situation betont „die Rolle verkörperter Interaktionen zwischen dem Selbst und dem anderen im Prozess des sozialen Verständnisses“ (Tanaka, 2015, 455; vgl. Gallagher, 2011, 2016; Fuchs, 2016, 2017). Interkorporalität (oder Interkorporität) kann als gegenseitige, vorreflexive körperliche Abstimmung verstanden werden, „bei der mein eigener vom Körper des

anderen genauso beeinflusst wird wie seiner von meinem, was zu einer verkörperten Kommunikation führt“ (Fuchs, 2016, 200). Auf einer Ebene kann ich erfassen, was mein Gegenüber durch die immanente Bedeutung seiner Gesten, Gesichtsausdrücke, Körperbewegungen, Intonationen usw. fühlt (Maratto, 2020; vgl. auch Gallagher, 2016). Auf einer anderen Ebene kann die Abstimmung der Körper aufeinander in der Verhaltenssynchronisation gesehen werden, wie sie bei gemeinsamer Aufmerksamkeit oder gemeinsamen Handlungen auftritt, beispielsweise wenn zwei Menschen ein Ereignis sorgfältig zusammen beobachten oder wenn sie zusammen tanzen. In der „Kopplung“ verkörperter Köpfe kann soziale Erkenntnis nicht mehr auf die unabhängigen Prozesse zweier Individuen reduziert werden (De Jaegher, 2018).

Ein Fokus auf verkörperte Intersubjektivität kann nicht nur beleuchten, wie soziale Beziehungen verkörpert werden, sondern auch, wie Subjekte in und durch, d.h., abhängig von ihren Verflechtungen mit anderen konstituiert werden. Der chiasmische Charakter des Körpers (seine doppelte Rolle als Subjekt und Objekt) weist auf die relationale Ontologie des Subjekts hin (Guenther, 2013). Feministische und andere kritische phänomenologische Ansätze verstehen verkörperte Wesen von Grund auf als intersubjektiv und interkorporal, eher als voneinander abhängig als autonom. Ich kann nicht fühlen, wenn ich nicht berührt werde, und wie Judith Butler es ausdrückt:

„Berührt zu sein bedeutet [...] etwas zu erleben, das von außen kommt, also bin ich im Grunde genommen von dem betroffen, was außerhalb von mir ist“ (Butler, 2015, 45).

Die verkörperten Beziehungen zwischen Individuen sind zudem auch sozial strukturiert. Die Objekte und Personen, die in unserer Nähe sind und uns ihre Affordanzen anbieten, haben eine oft opake Vorgeschichte (Ahmed, 2006). Unsere Neigung zu ihnen oder Abkehr von ihnen sind Orientierungen, die durch soziale Arrangements und Strukturen bedingt (wenn auch nicht bestimmt) sind. Eine kritische phänomenologische Perspektive setzt also die Nähe und Entfernung von Objekten nicht als selbstverständlich voraus, sondern fordert uns auf, über die Geschichte ihres und unseres Erscheinens nachzudenken.

Zusammenfassend bietet eine verkörperte, lokalisierte Perspektive auf eine soziale Erkenntnis einen allgemeinen Rahmen, um die sozialen Affordanzen des persönlichen Da-Seins zu erfassen, während die kritische Phänomenologie die Unvermeidlichkeit unserer gegebenen verkörperten Beziehungen ablehnt.

Im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes wende ich mich der Arbeit des österreichisch-amerikanischen Sozio-Phänomenologen Alfred Schütz zu, um die direkte soziale Er-

fahrung genauer zu beschreiben. Bei Schütz findet sich eine Sprache, mit der sich beschreiben lässt, wie sich auf zwei sehr unterschiedliche Weisen das Sterben von Angehörigen begleiten lässt, einmal über *FaceTime* und das andere Mal durch persönliche Präsenz. Schütz bietet eine Sprache, um ein Gefühl des „Wirklich-da-zu-seins“ anzusprechen, das körperliche Nähe und direkte soziale Interaktion erfordert. Ich halte meine Erfahrungen nicht für allgemein gültig, sie sind geprägt von meinem verkörperten sozialen Ort, meinem historischen und kulturellen Kontext.² Trotzdem biete ich mein kleines Zeugnis als Gegengewicht zum Gefühl der Unvermeidlichkeit und Akzeptanz sozial distanzierter Pflege am Lebensende an.

Alfred Schütz – die direkte Erfahrung des Anderen

Der Aufstieg der Theorien zum verkörperten Geist (*mind*) und die intersubjektive Wende haben neues Interesse an der sozialen Phänomenologie von Alfred Schütz bewirkt, den Feministinnen trotz seines mangelnden Interesses am Geschlecht seit langem als Quelle für die Theoretisierung der Sozialität anführen (z.B. Lengermann & Niebrugge, 1995). Schütz widmete sich in seinem erstmals 1932 in Wien veröffentlichten Band *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* dem zwischenmenschlichen Verhältnis. Wie Merleau-Ponty wurde er von Edmund Husserl und Henri Bergson beeinflusst. Wichtig ist, dass Schütz soziale Erfahrung entlang eines Kontinuums von Direktheit zu Indirektheit beschreibt. Für Schütz unterscheidet sich Zwischenmenschlichkeit „im Charakter je nachdem, ob der andere körperlich anwesend oder eher räumlich oder zeitlich von uns entfernt ist“ (Zahavi, 2009, 299). Je weiter wir von der direkten, verkörperten Präsenz eines anderen Menschen entfernt sind, desto weniger lebendig ist die Erfahrung und desto abstrakter und theoretischer ist unser Verständnis des anderen. Schütz schrieb:

„Ich sage von einem Du, daß es meiner sozialen Umwelt angehört, wenn es mit mir räumlich und zeitlich koexistiert. Daß es mit mir räumlich koexistiere, besagt, daß ich es ‚leibhaftig‘ gesehen habe, und zwar, als es selbst, als dieses besondere Du, und seinen Leib als Ausdrucksfeld in der Fülle seiner Symptome.“ (1932, 181; kursiv im Original)

² Meine Erwartungen und Bedürfnisse nach sozialer Interaktion spiegeln meine Erfahrung als bestimmte Person wider – z.B. als geschlechtsspezifische Person, als Person mittleren Alters meiner Generation, und als neurotypische Person.

Wenn du und ich so zusammen sind, erscheinst du mir in erster Linie als lebender Körper und nicht als Objekt. Ich erkenne dich mit anderen Worten als eine Person und als eine bestimmte Person, weil dein Körper mir etwas über deine Erfahrung zeigt, etwas über das, wie es dir ergeht. Ich kann die „Symptome“,³ die dein Körper ausdrückt, sehen, hören und vielleicht sogar *fühlen*. In deiner körperlichen Präsenz kann ich eine direkte Erfahrung von dir machen, bei der ich nicht nur deine Gesichts- und Körperbewegungen sehe, sondern sie auch in ihrem räumlichen und zeitlichen Kontext wahrnehme.

„Das Problem der Bedeutung ist ein Zeitproblem“, schreibt Schütz (1932, 9; vgl. Chojnacki, 2018). Anstelle einer sofortigen Übertragung von Absichten oder Gefühlen, wie dies beispielsweise in der Spiegelneuronensimulation behauptet wird, besteht Schütz darauf, dass mein Verständnis von dir von dem abhängt, was bereits geschehen ist, das durch das, was als nächstes geschieht, modifiziert wird. Mit anderen Worten, mein Sinn für dich ist zeitbedingt. Wenn ich mich im selben Raum zur selben Zeit wie du befinde, kann ich deine Intentionalität sehen – dein Ziel, wenn du nach dem Wasserglas greifst –, einschließlich deines Gefühls für die nahe Zukunft – Husserl nennt dies „Protention“⁴. Ich kann auch deine „Retention“⁵ dessen sehen, was unmittelbar zuvor passiert ist, so dass ich deine Bewegungen in ihrer vollen Absicht in der Gegenwart erlebe. Schütz schreibt, dass der andere

„mit mir *zeitlich* koexistier[t], besagt, daß ich in *echter* Gleichzeitigkeit auf seine Bewußtseinsabläufe hinzublicken *vermag*, daß seine Dauer mit meiner Dauer zugleich [ist], daß wir zusammen altern.“ (1932, 181)

Wenn ich jederzeit hinüberblicken und deine Gedanken erfassen kann, wie sie entstehen, kannst du auch nach meinen Gedanken schauen und sie erfassen. Dieses Zusammensein schafft ein Umfeld sozialer Affordanzen. Wir führen einen gegenseitigen Blickaustausch durch, um uns gegenseitig zu prüfen. Wenn es Unklarheiten gibt, kann ich meine Interpretation testen, und du kannst deine testen. Auf der höchsten Ebene der intersubjektiven Beziehung können wir uns direkt Fragen stellen.⁶

³ Der Begriff „Symptom“ signalisiert eine Lücke zwischen den äußeren körperlichen Ausdrücken und den inneren Gefühlen, die das Du ausdrückt. Der körperliche Ausdruck der Verlegenheit ist die Verlegenheit selbst; es ist die gefühlte körperliche Erfahrung, auf die ich antworte.

⁴ Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Protention_\(Philosophie\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Protention_(Philosophie))

⁵ Bezeichnet die Fähigkeit des Bewusstseins, neben den ihm aktuell zufließenden Wahrnehmungen auch Wahrnehmungen des unmittelbar vorangegangenen Augenblicks festzuhalten.

⁶ Vgl. „In der umweltlichen Wirkensbeziehung *erlebe ich mit*, wie du

Die Wir-Beziehung

Die direkteste soziale Erfahrung beinhaltet eine „Wir“-Orientierung, in der ich meine Ich-Perspektive momentan aussetze, um etwas aus „unserer“ Perspektive zu erleben. Lengermann und Niebrugge beschreiben die „Wir-Beziehung“ als „äußerst wichtig für die Intersubjektivität, weil es die Beziehung ist, in der ein Individuum dem Bewusstsein eines anderen nahekommt“ (1995, 27). Dies erfordert eine konkrete Situation mit dem anderen und kann auftreten, wenn wir uns gemeinsam um etwas kümmern. Unsere gemeinsame Aufmerksamkeit kann eine Paarung oder eine Kopplung erreichen. Wenn wir auf diese Weise absorbiert werden, wenn wir uns gemeinsam um einen lebenswichtigen, gemeinsamen Moment kümmern, treten wir in eine Harmonisierung unserer Bewusstseinsströme ein:

„Wenn ich und du einen fliegenden Vogel betrachten, so hat zunächst die in meinem Bewußtsein konstituierte Gegenstandlichkeit ‚Vogelflug‘, für mich einen in Selbstausslegung erfassbaren Sinn und das gleiche vermagst du von deinem konstituierten Bewußtseins-erlebnis ‚Vogelflug‘ auszusagen. Aber weder ich, noch du, noch irgend jemand anderer vermochte zu sagen, ob *mein* Erlebnis vom fliegenden Vogel identisch mit *deinem* Erlebnis vom fliegenden Vogel ist. [...] Nichtsdestoweniger bin ich und bist du, während der Vogel flog, gealtert, war deine Dauer mit der meinen für mich gleichzeitig, wie meine mit der deinen für dich. Es kann nun sein, daß ich, dem fliegenden Vogel zugewendet, an Anzeichen deines Leibes wahrnehme, daß auch du dem fliegenden Vogel zugewendet bist. Dann vermag ich auszusagen, daß ich und du, daß *wir* einen Vogel fliegen gesehen haben.“ (Schütz 1932, 183)

Die Wir-Beziehung ist nicht der angenommene Hintergrund unserer Interaktion, auf den wir uns verlassen, um eine Interaktion miteinander fortzusetzen. Es ist auch

auf mein Verhalten reagierst, wie du den von mir gesetzten Sinn deutest, wie meine Um-zu-Motive entsprechende Weil-Motive deines Verhaltens auslösen. Immer bin ich zwischen meinem Entwurf von fremdem künftigen Verhalten und dem durch den Anderen tatsächlich vollzogenen Verhalten, durch welches mein entworfenes Phantasma erfüllt oder nicht erfüllt wird, gealtert, habe neue Erlebnisse und Erfahrungen vom alter ego gewonnen, blicke notwendig in anderen attentionalen Modifikationen auf das faktisch Abgelaufene als auf das bloß Entworfenen hin. In der *umweltlichen Sozialbeziehung aber alterte eben nicht ich allein, wir alterten zusammen*, und ich sehe nicht nur auf mein Phantasma von deinem künftig erwarteten Handeln hin, sondern auch auf die Konstituierung dieses deines Handelns in deinem Entwurf, weiters aber auch auf dieses dein Handeln selbst, wie es ‚vor meinen Augen‘ abläuft, und auf dein entwordenes Handeln, deine Handlung also, durch die sowohl mein Phantasma als auch dein Entwurf erfüllt oder nicht erfüllt werden mag.“ (Schütz, 1932, 192)

nicht nur das parallele Ergebnis getrennter Aktionen auf dasselbe Objekt. Es ist vielmehr eine Leistung, die entsteht, wenn wir im Laufe der Zeit etwas auf koordinierte Weise gemeinsam erleben – oder besser, wenn wir zeitlich harmonisieren. Ich orientiere mich an dir und erlebe das Entstehen deiner Erfahrung, während du dich an mir orientierst und meine bezeugst. In Schütz' Terminologie stellt dies eine „*umweltliche Sozialbeziehung*“ dar, in der „*nicht ich allein [alterte], wir alterten zusammen*“ (ebd., 192).

Zwei Sterbende

Vielleicht ist *FaceTime* unsere einzige Option. Es gibt aber keine Möglichkeit der Berührung. Ich kann deine Hand nicht halten und fühlen, wie meine Hand von deiner gehalten wird. Ich kann dein Gesicht und deine Schultern auf einem Bildschirm sehen und dich über einen Lautsprecher hören. Du kannst mein Gesicht sehen und meine Stimme über das Telefon hören, das jemand für dich hält. Unsere Internet- oder Handyverbindung ist stark und unser Anruf wird nicht unterbrochen. Einige deiner körperlichen Symptome kann ich im Bildschirm sehen – deine Augen öffnen sich weiter, überrascht über etwas, das ich gesagt habe. Du hast Lungenkrebs im IV. Stadium und eine Lungenentzündung, aber du setzt dich auf und kannst mit mir sprechen. Wir tauschen sinnvolle Sätze aus. Wir lachen. Du fühlst dich heute gut und es wird sich herausstellen, dass du noch einige Tage zu leben hast. Wir können uns gegenseitig fragen, was die andere fühlt oder denkt, und möglicherweise sogar Missverständnisse beseitigen, wenn wir mutig genug sind. Wir können uns verabschieden, wenn wir mutig genug sind.

Ich sehe jedoch nie, dass du mich direkt ansiehst – wenn du das tust, schaust du direkt in die Kamera (und damit vom Bild von mir auf dem Bildschirm weg). Unsere Blicke sind nicht ganz wechselseitig, und daher gibt es keine Hoffnung, dass sich dein Blick mit meinem verbindet. Ich kann auch deine Sicht auf die Welt nicht teilen. Ich kann den Hintergrund deines Zimmers sehen, aber es kommt nur in Fragmenten zu mir. Ich fühle den Raum nicht so wie du. Ich kann nicht sehen, was du siehst, wenn du deinen Blick weg bewegst, und ich kann nicht mit dir schauen. Vielleicht ist da ein Vogel vor dem Fenster oder eine Krankenschwester, die den Raum betritt. Du könntest es mir zeigen, indem du den Bildschirm umdrehst, aber ich kann nicht gleichzeitig mit dir in die Szene eintreten. Es gibt kein Wir-Erlebnis mit dem Vogel, der Krankenschwester oder dem Glas Wasser, das verschüttet wird. Ich bin froh, diese Momente bei dir zu haben, aber ich habe nicht das Gefühl, dass ich wirklich bei dir bin, im Fleisch.

Vielleicht ist die Situation auch ganz anders. Ich bin persönlich bei dir und halte deine Hand. In diesem Sinne bin ich dir näher, weil ich deine Haut und deine Berührung fühlen kann. Ich kann dich atmen hören und das Tempo deiner Atemzüge spüren. Du hattest einen Schlaganfall und bist nur noch wenige Stunden vom Tod entfernt. Du bist aphasisch. Ich kann mit dir sprechen, aber du kannst nicht mit mir sprechen. Ich weiß nicht, ob du verstehst, was ich sage. Wir können uns daher nicht voneinander verabschieden. Aber wenn ich deine Hand halte, hältst du meine fest. Ich möchte glauben, dass du weißt, dass ich es bin, hier bei dir. Es gibt nur einen Moment, in dem ich auf dein Gesicht schaue und du auf meines, wenn unsere Blicke sich verschränken. Ich sehe, wie du mich siehst, und du siehst, wie ich dich sehe, und wir tun dies gleichzeitig. Für diesen Moment haben wir einen gemeinsamen Blick. Unsere Erfahrungen sind harmonisiert. Ich kann nicht bestätigen, dass dies deine Erfahrung ist. Ich kann überhaupt keine Antworten von dir bekommen. Aber ich habe nicht das Gefühl, dass ich sie brauche. Ich habe das Gefühl, dass wir da wirklich zusammen sind, als ob wir noch zusammen älter würden.

Danksagung

Vor ihrem Gastvortrag an der Wesleyan University im Februar 2021 erinnerte Gayle Salamon an unsere Freundin und Kollegin Christina Crosby, die Anfang dieses Jahres verstorben war. Salamons Bezugnahme auf Alfred Schütz, um das Gefühl zu beschreiben, von dem, was verloren geht, wenn ein geliebter Mensch stirbt, veranlasste mich, mich hier gleichfalls auf Schütz zu beziehen. Der Aufsatz ist der Erinnerung an Roger und der Erinnerung an Levy gewidmet.

Literatur

- Ahmed, S., 2006. *Queer Phenomenology: Orientations, Objects, Others*. Duke University Press, Chapel Hill, N.C.
- Ashery, O., 2020. Three Questions to Oreet Ashery. YouTube, uploaded by Kettle's Yard, University of Cambridge, 29 Jul 2020. <https://www.youtube.com/watch?v=VnPRIQ6wZxs>
- Barad, K., 2012. On Touching – the Inhuman that Therefore I Am. *Differences* 23 (3), 206–223.
- Bean, M., Gamble, M., 2020. Comfort amid the chaos: How 4 systems are helping patients connect with loved ones during the pandemic. *Becker's Hospital Review*, 8. April. <https://www.beckershospitalreview.com/patient-experience/comfort-among-the-chaos-how-4-systems-are-helping-patients-connect-with-loved-ones-during-the-pandemic.html>
- Butler, J., 2015. *Senses of the Subject*. Fordham University Press, New York. (Deutsche Übersetzung für September 2021 angekündigt).

- Chojnacki, M., 2018. Time and meaning: Alfred Schutz's concept of intersubjectivity and its cognitive corollaries. *Humanities and Social Sciences* 23 (2), 65–80.
- De Jaegher, H., 2018. The Intersubjective Turn. In: Newen, A., de Bruin, J., Gallagher, S. (Eds.), *The Oxford Handbook of Cognition: Embodied, Embedded, Enactive and Extended*. Oxford University Press, Oxford, 453–468.
- Forster, Y., 2020. Rituals of Coexistence: Being Together in the Times of a Global Pandemic. Unpublished manuscript. DOI: 10.13140/RG.2.2.28215.96166
- Fowler, E., 2021. Revisiting Revisiting Genesis in COVID-19: death, time, data, the digital co-option of care. *Blind Field: a journal of cultural inquiry*, 5. Jan. <https://blindfieldjournal.com/2021/01/05/revisiting-revisiting-genesis-in-covid-19-death-time-data-the-digital-co-option-of-care/>
- Fuchs, T., 2016. Intercorporeality and Interaffectivity. *Phenomenology and Mind* 11, 194–209.
- Fuchs, T., 2017. Collective Body Memories. In: Durt, C., Fuchs, T., Tewes, C. (Eds.), *Embodiment, Enaction, and Culture: Investigating the Constitution of the Shared World*. MIT Press, Cambridge, MA, 333–352.
- Gallagher, S., 2011. In Defense of Phenomenological Approaches to Social Cognition: Interacting with the Critics. *Rev Phil Psych* 3 (2), 187–212.
- Gallagher, S., 2016. Intercorporeity: Enaction, Simulation, and the Science of Social Cognition. In: Reynolds, J. and Sebold, R. (Eds.), *Phenomenology and Science: Confrontations and Convergences*, Palgrave MacMillan, New York, 161–179.
- Guenther, L., 2013. *Solitary Confinement: Social Death and its Afterlives*. University of Minnesota Press, Minneapolis, MN.
- Lengermann, P., Niebrugge, J., 1995. Intersubjectivity and Domination: A Feminist Investigation of the Sociology of Alfred Schutz. *Sociological Theory* 13 (1), 25–36.
- Lynch, D., 2019. What is video calling? *Payette Forward*, 31. Mai. <https://www.payetteforward.com/what-is-video-calling-how-to-make-video-calls-on-iphone-android/>
- Maratoo, S., 2019. Intercorporeality. In: Weiss, G., Murphy, A., Salamon, G. (Eds.), *50 Concepts for a Critical Phenomenology*. Northwestern University Press, Evanston, IL, 197–202.
- Pitts-Taylor, V., 2016. *The Brain's Body: Neuroscience and Corporeal Politics*. Duke University Press, Durham, NC.
- Salamon, G., 2012. Phenomenology of Rheumatology: Disability, Merleau-Ponty and the Fallacy of Maximal Grip. *Hypatia* 27 (2), 243–260.
- Schütz, A., 1932. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Springer, Wien.
- Walsh, G. (Hg.), Lehnert, F. (Übers.), 1967. *The Phenomenology of the Social World*, Northwestern University Press, Evanston, Illinois.
- St. Amand, A., 2020. Nurse helps woman say goodbye to dying mother. *St Louis Post-Dispatch*, 30. März. https://www.stltoday.com/news/article_ce978c4c-dcee-5b4f-bf73-b40648b9f175.html.
- Tanaka, S., 2015. Intercorporeality as a theory of social cognition. *Theory & Psychology* 24 (5), 455–472.
- Vera, A., 2020. A New York woman played her husband their wedding song on FaceTime as he passed away from coronavirus. *CNN*, 4. April. <https://www.cnn.com/2020/04/03/us/wife-face-time-husband-coronavirus-death/index.html>.
- Walsh, P.J., 2020. Intercorporeity and the first-person plural in Merleau-Ponty. *Continental Philosophy Review* 53 (1), 21–47.
- Zahavi, D., 2009. Empathy, Embodiment and Interpersonal Understanding: From Lipps to Schutz. *Inquiry* 53 (3), 285–306.
- Zoppo, A., 2020. N.J. hospital staffer has been FaceTiming families of dying coronavirus patients. *NJ.com*, 17. April. <https://www.nj.com/coronavirus/2020/04/nj-hospital-staffer-has-been-face-timing-families-of-dying-coronavirus-patients-watch-as-1-family-says-thanks.html>

Autorin

Prof. Dr. Victoria Pitts-Taylor, Wesleyan University, 45 Wyllys Avenue, Middletown, CT 06459, e-mail: vpitts@wesleyan.edu



Michael Sztenc

Embodimentorientierte Sexualtherapie. Grundlagen und Anwendung des Sexocorporel
Schattauer 2020

224 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen, kart., 35 €

Der Körper in der Sexualtherapie

- Embodiment und Sexualität: Die Einbindung des Körpers in die Sexualtherapie
- Umfassend: Darstellung des Sexocorporel als therapeutisches Vorgehen auf embodimentorientierter Basis.
- Theorie und Forschung: Eine Diskussionsgrundlage für die theoretische und empirische Entwicklung innerhalb des Sexocorporel

Dieses Buch betrachtet Sexualität aus der Perspektive des Embodiment und entwickelt daraus eine Sexualtherapie mit dem Leitgedanken: Sexualität ist verkörpert. Sexuelles Erleben wird dabei konsequent auf körperliche Prozesse der Wahrnehmung und Handlung zurückgeführt.

Intime Abhängigkeiten, fragile Verbindungen, entsexualisierte Plattformen*

Susanna Paasonen

Intimate Dependencies, Fragile Connections, Sexless Platforms

Abstract

Social media play a central role in today's internet communication. They enable us to come together, communicate and debate with one another, even under the conditions of the Covid-19 pandemic. In recent years social media have implemented a deplatforming of sex in the name of unspecified notions of safety. Sexual imagery and sexual communication have been expunged from the palette of exchanges available to social media users. This article explores how sexual content is evaluated and determined to be acceptable or harmful. It focuses on the community content standards of the social media, which derive from the 1957 *Supreme Court* definition of obscenity. The article points out the negative effects of eliminating the social media space for communicating sexual matters.

Keywords: Social media, Sexuality, Content moderation, Sociability, Sexual rights, Deplatforming

Zusammenfassung

In der gegenwärtigen Internetkommunikation spielen die sozialen Medien eine zentrale Rolle, denn sie ermöglichen es uns, auch unter den Bedingungen der Covid-19-Pandemie, zusammenzukommen, miteinander zu kommunizieren und zu debattieren. Allerdings haben diese Medien in den letzten Jahren im Namen unspezifischer Sicherheitsvorstellungen eine Deplattformierung des Sex vollzogen, was zur Konsequenz hat, dass sexuelle Bilder und sexuelle Kommunikation aus der Palette der Austauschmöglichkeiten entfernt wurden. Im Folgenden wird untersucht, wie sexuelle Inhalte bewertet werden, wobei auf die Community Content Standards der sozialen Medien fokussiert wird, die aus der Definition von Obszönität durch den amerikanischen Obersten Gerichtshof von 1957 abgeleitet werden. Der Text geht den damit verbundenen negativen Folgen für die Kommunikation über Sexualität nach.

Schlüsselwörter: Soziale Medien, Sexualität, Inhaltsmoderation, Sozialität, sexuelle Rechte, Deplattformierung

* Überarbeiteter Vortrag vom 11.02.2021 im Rahmen der Intimacy Online Lecture Series am ICI Berlin, <https://www.ici-berlin.org/series/intimacy/>. Aus dem Engl. übersetzt und redaktionell bearbeitet von Margy Gerber und Rainer Alisch.

Einleitung

Nicht zuletzt im Zuge der anhaltenden Covid-19-Pandemie, in der ein Großteil der sozialen Interaktion online stattfindet, sind vernetzte Medien bedeutsamer geworden, um das Alltagsleben erfolgreich managen zu können. Während sie noch vor zwei Jahrzehnten zur Navigation von Freundschaften und sexuellen Beziehungen eher eine Nebenrolle spielten, sind sie seitdem zu einem zentralen Mittel geworden, sodass die entsprechenden Aktivitäten stark angestiegen sind. Allein der Marktführer für soziale Medien, *Facebook*, hat seit März 2020 Hunderte Millionen neue Nutzer. Porno-Webseiten erfreuen sich eines hohen Nutzervolumens, und der Erfolg des Webdienstes *OnlyFans* zeigt die Attraktivität derartiger Plattformen für die sexuelle Kommunikation und für die damit verbundenen Formen der Monetarisierung (vgl. Warda, 2020).

Wie Blake Hallinan (2021) feststellt, hat sich die Nutzerzahl von *Facebook* so vergrößert, dass der Plattform eine infrastrukturelle Bedeutung zukommt, die sowohl das persönliche als auch das öffentliche Leben steuert und verwaltet. ‚Infrastruktur‘ bezieht sich hier auf die materiellen oder organisatorischen Voraussetzungen, die „die Bedingungen für ein relationales Leben prägen“ (Wilson, 2016, 247). Nancy Baym zufolge intendiert der Begriff Social Media „die Verlagerung des Sozialen in ein Unternehmen“ und gleichzeitig „den Fokus auf das, was Menschen über Plattformen tun [...]“ (2015, 1). Darüber hinaus strukturieren und steuern soziale Medien die Formen der plattformgebundenen Sozialität – obwohl dieses Thema innerhalb der pandemischen Situation in den Fokus gerückt ist, reicht seine Spezifik darüber hinaus.

Die technologische und materielle Infrastruktur ist mit der Einführung von Breitbandverbindungen und des mobilen Internets zu einer Schlüsselkomponente des Alltags geworden. Da wir faktisch permanent miteinander verbunden sind, ist die Unterscheidung zwischen Online und Offline, die einen Großteil der frühen Internetforschung kennzeichnete, für die Beschreibung der heutigen sozialen Praktiken eher bedeutungslos geworden. In der gegenwärtigen Konjunktur haben Datenriesen wie *Facebook*, *Apple*, *Amazon* und *Google/Alphabet* eine breite und konkrete Macht, unseren Online-Austausch sowohl zu gestalten als auch zu überwachen.

Online Intimität

Wenn Lauren Berlant Intimität beschreibt als „Verbindungen, die sich auf Menschen *auswirken*, von denen sie – um zu leben – abhängen“ (2000, 4), dann funktioniert Intimität in diesem Sinne infrastrukturell als ein Netzwerk, auf dem unser Alltag – und sogar unser Bewusstsein vom eigenen Selbst – beruht. Angesichts der Rolle, die vernetzte Kommunikation im Alltag spielt, sind solche Abhängigkeiten somit nicht nur auf Verbindungen zwischen Menschen beschränkt, sondern umfassen auch die technologisch vermittelten Umgebungen, in denen sich diese zwischenmenschlichen Verbindungen erst entfalten können: Wie in den Beziehungen zum anderen sind wir auf diese Umgebungen angewiesen, sie ermöglichen uns, zu leben.

Mit anderen Worten, ich gehe davon aus, dass Überlegungen zur Intimität die infrastrukturelle Rolle digitaler Technologien für die Funktionalität des persönlichen, sozialen, beruflichen und kollektiven Lebens einbeziehen müssen (Paasonen, 2018; Wilson, 2016). Social Media sind somit von zentraler Bedeutung für die Beziehungen zwischen Menschen geworden. Als Infrastrukturen der Intimität sind vernetzte Medien auf das Internet als globales rechnergestütztes Kommunikationsnetzwerk angewiesen.

„Deplatforming of Sex“

Als generelles Konzept bezieht sich „Deplatforming“ (Deplatformierung) auf das Entfernen von Plattformen, die Einzelpersonen oder Gruppen verwenden, um ihre Ansichten und Ideen in der Öffentlichkeit zu verbreiten.¹ In den letzten Jahren vollzieht sich auf den Social Media Plattformen zunehmend ein „Deplatforming of Sex“ (Molldrem, 2018), d.h. ein Löschen von sexuellen Inhalten sowie von sexueller Kommunikation. Die Deplatformierung von Sex bedeutet, dass der sexuelle Austausch aus den sozialen Medien entfernt wird, so dass die Räume für die diversen sexuellen Kulturen, Praktiken und Gemeinschaften kleiner werden – eine „Entsexualisierung von Plattformen“, die besonders den Austausch zwischen sexuell marginalisierten Menschen beeinträchtigt (Molldrem, 2018). Gegner der Desexualisierung von Plattformen argumentieren, dass diese Deplatformierung des Sex „ein Resultat kalter Berechnungen ist, die sich einer emotionalen, moralisierenden Sprache bedient“ und eine auf das Sexuelle bezogene Moral-Panik anzapft, „die den unmoralischen Status von

¹ Die Formen der Deplatformierung reichen von der Entfernung des *Parler-Messaging Dienstes* bei *Amazon*, der von Trump-Anhängern während der Erstürmung des Capitols verwendet wurde, bis hin zum Sperren einzelner Benutzerkonten, wie bspw. die *Twitter* und *Facebook* Konten von Trump.

Sex stärkt und die banale Diagnose vom technologisch vermittelten Sex als abweichend populär macht“ (Tiidenberg & van der Nagel, 2020, 46f).

Der vorliegende Artikel bezieht sich auf diese Debatten und konzentriert sich auf die resultierenden Spannungen zwischen dem Plattformkapitalismus (Srnicsek, 2018) und den Formen, die der sexuelle Netzwerkaustausch in den sozialen Medien annimmt. Mein Anliegen ist insbesondere die infrastrukturelle Rolle zu benennen, die *Facebook* – zusammen mit anderen Unternehmen der Social Media – zufällt, wenn es darum geht, Sexualität als anstößig, problematisch und heikel einzustufen. Mein Interesse gilt der zugrundeliegenden Werteskala von Sex, oder dessen Fehlen, wenn die Social Media Dienste Sexualität aus der Sozialität, die sie zulassen, herausfiltern.

Ich behaupte, dass wir uns einer Unternehmenskultur der nicht-sexuellen Geselligkeit, des unsexuellen Sozialen gegenübersehen und dass dies ein Problem für sexuelle Rechte darstellt, insbesondere in Bezug auf LGBTQ+ Personen. Derartige soziale Unternehmenskulturen reinigen Sex von anstößigen und vermeintlichen obszönen Inhalten; insbesondere visuelle Inhalte werden in einer Weise gefiltert und blockiert, die frei von kontextuellen Nuancen ist. Dabei werden die politischen, kulturellen und sozialen Dimensionen der Sexualität ausgehöhlt.

Im Folgenden gehe ich zunächst den allgemeinen Gründen für die Deplatformierung des Sex nach, und befasse mich dann mit den Konflikten zwischen den Social Media Plattformen als einem Wirtschaftsfaktor und dem Wert, den Sex im individuellen und kollektiven Leben hat, und seiner zunehmenden Verbannung von den Plattformen.

Moderation sexueller Inhalte

Die Sichtbarkeit und Zugänglichkeit sexueller Inhalte werden in den meisten Social Media Diensten seit ihrer Einführung moderiert (vgl. Tiidenberg & van der Nagel, 2020). Zusätzlich zu den Nutzern, die anstößige Beiträge markieren und melden, suchen kommerzielle Moderatoren und automatisierte Techniken des maschinellen Lernens nach sexuellen Inhalten.

FOSTA und SESTA

Verstärkt wurde diese Zensurarbeit mit den 2018 in den USA verabschiedeten Gesetzen *Allow States and Victims to Fight Online Sex Trafficking Act* (FOSTA) und *Stop Enabling Sex Traffickers Act* (SESTA), die Ausnahmen vom Absatz 230 des *Communications Decency Act* (1996) bilden, der Online-Dienste von der zivilrechtlichen Haftung für

die Handlungen ihrer Nutzer befreit (vgl. Edelman, 2021). Die FOSTA/SESTA-Gesetze sollten den kommerziellen Sex eindämmen und haben dazu geführt, dass Inhalte bei einem dementsprechenden Verdacht entfernt werden. *Facebook*, das bereits vorher sexuelle Inhalte ablehnte, hat seine *Community Standards* überarbeitet, um sexuelle Kommunikation und Darstellungen von Nacktheit und sexueller Aktivität auszuschließen. Der Blogging-Dienst *Tumblr*, einst Heimat verschiedener sexueller Subkulturen, beseitigte mit seinem „Porno-Verbot“ vom Dezember 2018 jegliche Nacktheit und eliminierte so die über ein Jahrzehnt gewachsenen Austauschgemeinschaften (Byron, 2019; Paasonen et al., 2019, 62, 133; Tiidenberg, 2019; Tiidenberg & van der Nagel, 2020, 45f; Pilipets & Paasonen, 2020).

Community Standards

Bevor die FOSTA/SESTA-Gesetze verabschiedet wurden, bot *Tumblr* den Nutzern die Möglichkeit, dem Präsentieren sexueller Inhalte zuzustimmen. Ein ähnliches Modell blieb auf *Twitter* bestehen. Auf *Facebook*, *Instagram*, *TikTok* und dem aktuellen *Tumblr* unterliegen solche Inhalte strengen *Community Standards*, die die Art der Inhalte regeln, die Benutzer veröffentlichen und teilen dürfen. Diese *Standards* schließen sexuelle Inhalte im Namen der Sicherheit ausdrücklich aus, indem sie vorgeben, Benutzer vor potenziell schädlichen Inhalten schützen zu wollen.

In den *Community Standards* von *Facebook* werden beispielsweise Nacktheit und sexuelle Kommunikation neben Gewalt und Hassreden als „anstößige Inhalte“ eingestuft. Sexuelle Inhalte werden noch strenger geregelt und moderiert als Bilder von Gewalt. Während die Richtlinien von *Facebook* zwischen den Graden von körperlicher Gewalt differenzieren, ist Nacktheit gänzlich verboten. Nicht nur etwa Penis-Abbildungen und Links zu Gonzo-Pornos, sondern auch Bilder von klassischen Kunstwerken und historischen Fotografien sind durchweg zensiert (Paasonen et al., 2019, 40f). Jede Nacktheit wird als sexuell verstanden und ist daher zu beanstanden. Hinweise auf sexuelle Verfügbarkeit unter einwilligenden Erwachsenen sind in den *Community Standards* von *Facebook* ebenfalls verboten, da diese möglicherweise als sexuelle Werbung angesehen werden können.

In den USA, der Heimat von *Facebook*, wird der Begriff der *Community Standards* seit langem dazu verwendet, um die Kriterien für Obszönität und obszöne Inhalte festzulegen, die nicht durch die *First Amendment*-Grundsätze der Meinungsfreiheit geschützt sind. Ein Urteil des *Supreme Court*, *Roth v. United States* (1957), führte die Gemeinschaftsstandards als Test ein, um beurteilen zu können, ob eine kulturelle Repräsentation bei einer „average person“

ein lusternes Interesse hervorrufe und deswegen obszön sei. Es bleibt ein ungenaues oder zumindest undurchsichtiges Konzept, da es unmöglich ist, so etwas wie eine durchschnittliche Person zu isolieren oder zu identifizieren.

Ein späteres Urteil des *Supreme Court*, *Miller v. United States* (1973), erweiterte die Kriterien für Obszönität dahingehend, dass ein Werk als obszön gilt, dem jeder „ernsthaft literarische, künstlerische, politische oder wissenschaftliche Wert“ fehlt (Hudson, 2018), wobei die grundlegende Annahme war, dass dem Obszönen *aller Art* an Wert fehle und keinen Schutz verdiene. Der 1957 eingeführte Test besteht seit 1975 aus Komponenten beider Gerichtsurteile.

Bei der Beurteilung von Obszönität richten sich die Social Media Dienste ihre *Community Standards* nach diesen rechtlichen Definitionen des *Supreme Court*. In der Praxis sind die Normen alles andere als transparent, sie sind ambivalent und für diejenigen, deren Inhalt letztendlich entfernt wird, oft einfach undurchsichtig. Während die Richtlinien für Social Media Inhalte jegliche Sexualität – von der sexuellen Repräsentation bis zu anderen Formen der sexuellen Kommunikation und des Wissens – als obszön kennzeichnen, ist die Situation aus Sicht der Benutzer, deren Inhalte herausgefiltert werden, erheblich komplexer. Das als anstößig Blockierte kann durchaus einen Wert haben. Diese Sicht korreliert unmittelbar mit der wahrgenommenen Bedeutung der Sexualität im persönlichen und sozialen Leben der Menschen.

Einfluss von Unternehmen und Interessengruppen

In der Praxis werden die *Standards* der Social Media Community von Unternehmensvertretern, NGOs und anderen Interessengruppen geprägt. Die Parameter für eine akzeptierte Sozialität werden schließlich durch Unternehmensstandards und -interessen definiert, deren allgemeine Funktionsprinzipien auf dem Verkauf von Werbung und der Erfassung von Benutzerdaten zum Zwecke gezielterer Werbung beruhen. Daraus folgt, dass die Plattformen die Präferenzen der Werbetreibenden hinsichtlich der Inhalte, mit denen deren Werbebotschaften veröffentlicht werden, berücksichtigen müssen. Da die meisten Mainstream-Unternehmen ihre Anzeigen nicht neben Pornografie oder von Nutzern erstellten Penisbildern schalten möchten, ist es einfacher, Inhalte zu entfernen, die einer Vermarktung entgegenstehen (Gillespie, 2018, 35; Roberts, 2018). Die Nutzungsbedingungen von Social Media Diensten entsprechen somit sowohl den Wünschen der Werbetreibenden als auch dem öffentlichen Image des Unternehmens. Was als beleidigend gelten könnte, wird zur Norm für alle, was zu einer ‚disneyfied‘, ‚de-sexed‘ Form sozialer Interaktion führt.

Residuum des amerikanischen Puritanismus

Obwohl die Unternehmenslogik als solche klar ist, bleibt die Frage, warum Sex als risikohaft eingestuft wird. Mit Ausnahme von *TikTok* sind die in Europa beliebtesten Social Media Dienste US-amerikanischen Ursprungs. Die Sensibilität von *Facebook*, *Instagram* und *Tumblr* bezüglich Sex und Sexualität lässt sich als Residuum des historischen amerikanischen Puritanismus deuten, als eine oft unsichtbare, aber wirkungsvolle kulturelle Empfindsamkeit. Die Verbindung von Sex mit Risiko kann – im Sinne von Raymond Williams – als „affective[s] Element“ (1977, 132f) identifiziert werden, das Bewusstsein und Beziehungen beeinflusst und bestimmte Arten von Geselligkeit erzeugt. Einerseits sind diese Gefühlsstrukturen von der dominanten Kultur losgelöst, aber sie sind wohl in diese Kultur eingebunden. Als Residuum bleibt diese Struktur durch „Neuinterpretation, Verdünnung, Projektion, diskriminierenden Einschluss und Ausschluss“ (ebd., 123) aktiv. Als ein Echo, das in den internationalisierten *Community Standards* und Verhaltenskodizes der sozialen Medien enthalten ist, legen diese puritanischen Reststrukturen nahe, dass Sex gefährlich und kontrollbedürftig ist. Sex impliziert ein Risiko, das durch Markieren, automatisiertes Filtern und menschliche Mäßigung zu bekämpfen ist, anstatt eine Quelle des Genusses und des Wohlbefindens zu sein (vgl. Paasonen et al., 2019, 169; Paasonen & Sundén, in Vorbereitung).

Algorithmische Verzerrung

Richtlinien für die Inhalte der Social Media befassen sich einerseits mit der Nacktheit im Allgemeinen, andererseits sind es weibliche und nicht männliche Brustwarzen, die sich als Orte der Erregung und Obszönität festmachen (für eine ausführliche Diskussion siehe Paasonen & Sundén, in Vorbereitung). Als Resultate eines spezifischen kulturellen und sozialen Kontextes behandeln die bei der automatisierten Inhaltsfilterung verwendeten Algorithmen verschiedene Körper – und im weiteren Sinne verkörperte Unterschiede und Identitäten – unterschiedlich, d.h. die Funktionsweise der Algorithmen ist sowohl geschlechtsspezifisch als auch rassistisch voreingenommen und hängt von den Datensätzen ab, mit denen sie programmiert werden (Noble, 2018).

Robert W. Gehl, Lucas Moyer-Horner und Sara K. Yeo, die die Literatur zu computerbasierten Pornografie-Filtertechniken untersucht haben, kommen zu dem Schluss, dass nur mit einem sehr begrenzten Set von Annahmen gearbeitet wird: „Pornografie beschränkt sich auf Bilder von nackten Frauen“, „Sexualität besteht hauptsächlich aus Männern, die nackte Frauen betrachten“ und „pornogra-

fische Körper entsprechen bestimmten, vorhersehbaren Formen, Texturen und Größen“. (Gehl, Moyer-Horner, Yeo, 2017, 530) Insbesondere zeigen die Autoren, dass die Filtersoftware v.a. weiße, junge weibliche Körper als pornografische Objekte erkennen soll. Das Wort „Penis“ wurde in den 102 von Gehl, Moyer-Horner und Yeo untersuchten Artikeln nicht einmal erwähnt (ebd., 536). Obwohl Pnisse in jüngerer Zeit in den Bereich der algorithmischen Governance eingetreten sind, bleibt die geschlechtsspezifische Voreingenommenheit weiterhin bestehen.

Im Jahr 2019 berichtete der feministische Newsletter *Salty* über ein durchgesickertes Dokument mit *Facebook*- und *Instagram*-Anzeigenrichtlinien, in dem die Grenzen der Akzeptanz von Unterwäsche- und Badebekleidungsphotos durch Verweise auf die Werbekampagne von *Victoria's Secret* definiert wurden. Die Bilder wurden nicht zum Trainieren von Algorithmen, sondern für menschliche Betrachter erstellt, wobei die Richtlinien „anhand von zweiundzwanzig Aufzählungspunkten [erklärten], wie Modelle sitzen, sich kleiden, den Rücken krümmen, posieren, mit Requisiten interagieren“ sollen und „wie durchsichtig ihre Unterwäsche sein kann“ (*Salty*, 2019, o.S.).

Die von Gehl und seinen Co-Autoren diskutierten Algorithmen konzentrierten sich auf junge, weiße und dünne weibliche Körper als Darsteller in Pornos. Das Richtlinienokument von *Facebook* befasste sich mit ähnlichen Körpern, um eine akzeptable ‚Sexyness‘ vom potenziell Obszönen abzugrenzen. Der Unterschied bestand darin, dass diese Körper als Marker für wünschenswerte, profitable Inhalte fungierten. Wie die Autoren von *Salty* erklären, diskriminiert diese voreingenommene Trainingsstichprobe queere und von Frauen geführte Accounts, in denen körperpositive und geschlechtsspezifische Inhalte veröffentlicht werden, die von der engen Körperästhetik von *Victoria's Secret* abweichen, einer Marke, die für ihre glänzenden und sexualisierten Darstellungen von Weiblichkeit bekannt ist (vgl. Madden et al., 2018).

In alledem bleiben nackte oder halbnackte weibliche Körper Marker für Obszönität und potenziellen Ekel, außer wenn sie sich auf enge, kommerziell definierte ästhetische Normen angemessener Sexualität beschränken. Aus der Sicht von *Facebook* haben Dinge, die als akzeptabel sexy oder frech angesehen werden, einen Wert für die Generierung von Werbung und den Zuspruch der Nutzer. Dinge, die als unangemessen sexy, frech und beleidigend gelten, tun dies nicht. Innerhalb einer solchen Werteskala entstehen und kollidieren die unterschiedlichen Maßstäbe.

Fragile Verbindungen

In ihren Forschungen zum grafischen 2D-Chatraum *The Palaces* Mitte der 1990er Jahre verweist Sal Humphreys (2008) auf die Fragilität queerer Geselligkeit auf kommerziellen Online-Plattformen. Einst eine lebendige Gemeinschaft, wurde ein queerer *Palast-Raum* abrupt aufgelöst und abgeschafft. Die Nutzer konnten sich nicht mehr finden, da der Raum ihr einziger Knotenpunkt gewesen war. Humphreys beschreibt den Verlust des Chatraums:

„Wir sind alle seit Wochen ziellos von Palast zu Palast auf der Suche nacheinander gewandert. Manchmal finden wir einige von uns. Wir versammeln uns in einem Raum im Palast eines anderen und entfachen die Wärme, aber es ist nicht dasselbe. Wir brauchen wieder unseren eigenen Platz zurück. Wir haben begonnen, den Palast zu benutzen, in dem wir uns gerade befinden, aber er ist nicht queer und es gibt auch viele andere hier.“ (Humphreys, 2008, o.S.)

Humphreys weist auf die Macht der Nutzungsbedingungen hin, „die unsere sozialen Netzwerke und emotionalen Investitionen in vertragliche Vereinbarungen einschließen, die gegen unsere Interessen und im Interesse der Unternehmen arbeiten“ (ebd.). Obwohl diese Feststellung einem Chatraum gilt, der vor fast drei Jahrzehnten verschwunden ist, bleibt sie nach wie vor relevant.

Social Media Plattformen können auch heute verschwinden, wie der queere *Palast-Raum* oder der von *Twitter* betriebene Kurzform-Videodienst *Vine* im Jahr 2016. Sie können ihre Inhaltsrichtlinien und andere plattforminterne Gesetze radikal und ohne viel Vorwarnung ändern, sodass sexuell- und geschlechts-nonkonforme Netzwerke abgeschaltet werden, wie dies 2018 bei *Tumblr* geschehen ist (Byron, 2019; Tiidenberg, 2019; Pilipets & Paasonen, 2020).

Tumblr

Im Jahre 2018 kündigte der CEO von *Tumblr*, Jeff D’Onofrio, das Verbot von Nacktheit und sexuellen Inhalten an und sprach von der Absicht, die Plattform zu einem „besseren, positiveren“ Ort für seine Community-Mitglieder zu machen (D’Onofrio, 2018). Diese Aussage stieß auf ein hohes Maß an Wut, Sarkasmus und Traurigkeit. Angesichts der Rolle von *Tumblr* bei der Bildung von queerer Geselligkeit und bei der Aufrechterhaltung und Schaffung von Netzwerken, die mit einem breiten Spektrum sexueller Subkulturen verbunden waren, veränderte das Verbot nicht nur das Spektrum der Nutzungsmöglichkeiten der

Plattform; durch die Entfernung von NSFW-Blogs beseitigte es auch soziale Verbindungen und Ressourcen.

Einige der gelöschten Inhalte betrafen bestimmte sexuelle Vorlieben, da *Tumblr*-Blogs Self-shooters, Kinkster, Nischenpornofreunde und Queers zusammengebracht hatten (Molldrem, 2018; Ashley, 2019; Engelberg & Needham, 2019; Tiidenberg, 2016; Ward, 2019). Für einige Benutzer war *Tumblr* eine Website für sexuell explizite Fan-Kunst, für andere ein Archiv für gegenhegemoniale sexuelle Inhalte, ein Netzwerk von Verbindungen und Austausch sowie eine Website für seltsames Wissen zu Themen, die von psychischer Gesundheit bis zur Penisrekonstruktion reichten.

Innerhalb von zwei Wochen, nachdem *Tumblr* seine neue Inhaltsrichtlinie verkündet hatte, konnten Benutzer, von denen einige die Plattform mit einem „home space“ verglichen, „sich nicht mehr durch den Austausch von Bildern ihres Körpers oder des Körpers anderer ausdrücken oder durch eine Reihe anderer sexueller Inhalte, unabhängig davon, ob ‚Inhalte für Erwachsene‘ der Grund für die Aufnahme in *Tumblr* waren“ (Byron, 2019, 345).² Wenn wir Social Media als Infrastrukturen der Intimität in dem Sinne begreifen, dass wir – in unterschiedlichem Maße – davon abhängen, um zu leben, dann folgt daraus, dass der Verlust dieser Strukturen neue Möglichkeiten erfordert, sich auf andere zu beziehen, zu sein und zu handeln.

Alexander Cho weist darauf hin, dass vor der „Porno-Säuberung“ *Tumblr* aufgrund seiner nachsichtigen Inhaltspolitik und seiner bewusst unterbetonten Publizität die bevorzugte Plattform für farbige queere Jugendliche gewesen sei (Cho, 2018). Im Gegensatz zum Beharren von *Facebook* auf echten Namen erlaubte *Tumblr* Blogs unter verschiedenen Decknamen, von denen keiner echt sein musste. Wie Cho betont, kann die Namensrichtlinie von *Facebook* und auch von *Google ID* drastische Folgen für queere Jugendliche hinsichtlich ihres Outings und der damit verbundenen homophoben Verfolgung haben.

Ohne Sex brach das Wirtschaftsmodell von *Tumblr*, das als solches niemals rentabel war, praktisch zusammen: Drei Monate nach dem Verbot sexueller Inhalte war der Nutzerverkehr um fast 30 Prozent gesunken, und der Dienst wurde bald zu einem Bruchteil seines früheren Wertes verkauft. Bei *Tumblr* war sexueller Inhalt der Schlüssel zur Popularität, aber nicht zum finanziellen Erfolg. Man kann zwar viel über die Gründe für das Inhaltsverbot und seine Folgen sagen, sicher ist aber, dass es sich bei *Tumblr* um eine drastische Fehlinterpretation der wichtigsten Nutzerbasis und der Bedeutung handelt, die Menschen dem sexuellen Austausch beimessen.

² Sal Humphreys betont: die „Eigentümer behalten sich meistens das Recht vor, Personen ohne Angabe von Gründen von ihren Websites auszuschließen. Sie lehnen größtenteils jede Form der Rechenschaftspflicht für ihre Entscheidungen ab und berufen sich auf das Eigentumsrecht, um ihre Ansprüche zu stützen“ (Humphreys, 2008).

Entkontextualisierung

Als *Tumblr* CEO Jeff D’Onofrio 2018 das Porno-Verbot von *Tumblr* ankündigte, argumentierte er: „Es gibt keinen Mangel an Websites im Internet, die Inhalte für Erwachsene enthalten. Wir werden es ihnen überlassen und unsere Bemühungen darauf konzentrieren, ein möglichst einladendes Umfeld für unsere Gemeinde zu schaffen.“ (D’Onofrio, 2018) Dabei hat D’Onofrio alle auf *Tumblr* verbreiteten sexuellen Inhalte mit dem Genre Pornografie in Verbindung gebracht – einem Genre, das am häufigsten mit „Inhalten für Erwachsene“ assoziiert wird. Dieser schnelle rhetorische Schritt beseitigte effektiv alle kontextuellen Nuancen sowie die Spezifitäten, wie, warum und welche sexuellen Inhalte in welchen sozialen Umgebungen und auf welchen Online-Plattformen verbreitet und konsumiert werden. Dieser Schritt baute auf einer breiten Trennung zwischen Social Media Plattformen – definiert als sicher, nicht sexuell, einladend, gemeinschaftsorientiert – und Pornoseiten, die als unsichere Plattformen gelten, und die am besten von der Social Media Welt ausgeschlossen bleiben.

Diese Differenz wird immer ausgeprägter, so dass Social Media Unternehmen praktisch alle Arten von sexuellen Inhalten unter die Kategorie „Porno“ subsumieren können. Diese horizontale, vereinfachte Klassifizierung ist beabsichtigt, da Unternehmen wie *Facebook* das Ziel verfolgen, dass ihre algorithmischen und Moderationspraktiken, unabhängig vom kulturellen Kontext oder vom geografischen Standort, anstößige Inhalte auf analoge Weise erkennen, kennzeichnen und blockieren können.

Einerseits ist es für Algorithmen leicht, Nacktheit zu erkennen. Andererseits ist es für sie praktisch unmöglich, kulturelle, soziale, zeitliche oder politische Kontexte zu verstehen, in denen solche Nacktheit vorkommt. Es ist für *Facebook* auch schwierig, Zustimmung auszumachen, um beispielsweise Grenzen zwischen erbetenen und unaufgeforderten Austausch zu ziehen. Folglich kann ein Aktfoto, das als Teil des sexuellen Spiels in einer privaten Nachricht an einen Liebhaber gesendet wird, dazu führen, dass der Benutzer gesperrt wird, da dies ähnlich wie sexuelle Belästigung durch einen zufälligen Fremden behandelt wird. Wegen der *Community Standards*³ haben Benutzer keine Möglichkeit, sich für das Ansehen von sexuellen Inhalten

³ Moderationsrichtlinien, die sich auf die bildlichen Eigenschaften visueller Inhalte konzentrieren, umgehen den Begriff des künstlerischen Werts, den das Unternehmen nicht beurteilen kann. Diese Unmöglichkeit führt dazu, dass Kunst mit Nacktheit als anstößig eingestuft wird. Wenn der Kontext verschwindet, können Bilder leicht als gegen die *Community Standards* gekennzeichnet werden – wie etwa die *Facebook*-Hommagen an den Schauspieler Burt Reynolds aus Anlass seines Todes, die seinen berühmten Akt aus dem Film *Cosmopolitan* (1972) zeigten und deswegen blockiert wurden.

zu entscheiden oder diesem zuzustimmen, da ‚manche Personen‘ möglicherweise dagegen sensibel sind.

Zusammenfassung

Die in diesem Artikel angesprochene Deplattformierung von Sex hat erhebliche Auswirkungen darauf, was mit sexuellen Medien getan werden kann, wie wir auf verschiedenen Plattformen miteinander in Beziehung treten können und welche Formen sexuelles Leben und Vergnügen annehmen können. Die Auslöschung sexueller Inhalte und ihre Gleichsetzung mit Pornografie werfen ferner die Frage auf, wie wir sexuelle Mediengenres, ihre kulturellen Positionen und sozialen Verwendungen verstehen.

Auf Online-Plattformen wird eine breite Palette visueller Sexualpraktiken angeboten, von vernetzten Masturbations-sitzungen über *Skype* oder *SnapChat* bis hin zu *WhatsApp-Sexting*, Chats in Hook-up-Apps und dem Austausch von nackten Selfies über Social Media Backchannels per Direktnachrichten, selbst wenn diese gegen Gemeinschaftsstandards verstoßen.

Die Menschen, die diesen Interessen nachgehen, nehmen ihre Medienproduktion nicht unbedingt als pornografisch wahr, sind nicht ohne weiteres der Meinung, dass ihre Ergebnisse viel mit Pornografie zu tun hätten, da sie größtenteils auf Aggregator-Websites in Form von Videoclips konsumiert werden. Mittlerweile können solche Produktionen als erotisch, sexuell, intensiv, libidinös, lustig, verstörend, viszeral und wichtig erlebt werden. Es ist natürlich so, dass solche Plattformen existieren und ständig zum Zwecke der sexuellen Zurschaustellung und Knöpfung von Kontakten gestartet werden – *FetLife* ist z.B. seit 2008 in Betrieb, und verschiedene Verbindungs-Apps konzentrieren sich hauptsächlich auf den sexuellen Austausch.

Es ist dennoch meine These, dass die expansive, horizontale Verdrängung von Sex aus sozialen Medien mögliche Arten der Beziehung, des Erwerbs sexuellen Wissens und der Förderung öffentlicher Debatten im Zusammenhang mit sexuellen Kulturen, Lebensstilen, Vorlieben, Identitäten, Berufen und Ethik verflacht.

Ich behaupte weiter, dass die Ablehnung des persönlichen und sozialen Werts eines solchen Austauschs das Verständnis von Sozialität und die Arten des sozialen Engagements, das die Menschen antreibt, schädigt. Es bagatellisiert weiterhin die Rolle, die vernetzte Medien per se und auch innerhalb von Intimitätsinfrastrukturen spielen. Die Deplattformierung von Sex hat nachteilige Auswirkungen auf die Sexualkulturen, da der Zugang zu Kommunikationsplattformen, Archivräumen und Netzwerkoptionen blockiert und die Mittel zur Präsentation und zum Genießen von Körpern abgeschafft werden.

Nach der Logik der Deplattformierung ist das post-Porno *Tumblr*, das keine Penis-Bildergalerien, keine Porno-GIFs, keine Amateur-Porno-Zeichnungen und keinen expliziten Kink mehr enthält, einfach sicherer, einladender und im weiteren Sinne besser. Die für die Überwachung von *Community Standards* festgelegten Methoden zur Moderation von Inhalten sollen uns alle schützen, auch wenn diese Sicherheit unseren ausdrücklichen Bedürfnissen und Wünschen widerspricht.

Gleichzeitig verursacht diese normative und spektrale Sicherheitsfigur Schaden: Etwa hinsichtlich der Konsequenzen, die das Verdrängen von geschlechtsspezifischen und sexuell unkonventionellen Blogs für die Möglichkeit hat, dass Menschen zusammenkommen, Dinge finden und möglicherweise herausfinden, oder die Risiken von Real-Name-Richtlinien für queere Jugendliche, worauf Cho hingewiesen hat. Und selbst wenn der Wert von Sex – der Wert von Menschen, die den Wunsch zum Ausdruck bringen, miteinander in Kontakt zu treten oder bestimmte Interessen zu erkunden – gelehrt wird, hat Sex in den sozialen Medien sicherlich weiterhin einen Wert im Vergleich zur allgegenwärtigen ‚Sexyness‘, die sich auf geschlechtsspezifische Körpervormen beschränkt.

Social Media Dienste haben die Meinungsfreiheit nachdrücklich verteidigt, auch wenn sie beschuldigt werden, giftige politische Kommentare oder die rassistischen, homophoben und frauenfeindlichen Obertöne ihrer Nutzer nicht ausreichend moderiert zu haben. Ihre Gemeinschaftsstandards, die den US-amerikanischen gesetzlichen Definitionen von obszönem Inhalt folgen, die sowohl außerhalb der Meinungsfreiheit liegen als auch keinen sozialen und kulturellen Wert haben, assoziieren sexuelle Inhalte mit Anstößigkeit, sodass diese herausgefiltert werden können.

Gleichzeitig bildet der Begriff der sexuellen Rechte, der seit den 1990er Jahren als Reaktion auf den feministischen, queeren und transgener Aktivismus artikuliert wird, einen festen Rahmen für die Thematik des sexuellen Ausdrucks als menschenrechtlichen Schlüssel zum Wohlbefinden (Albury, 2017). Durch das Prisma der sexuellen Rechte betrachtet, steht die Überwachung der sexuellen Darstellung in den sozialen Medien im Widerspruch zu den Menschenrechten. Dies ist insofern besorgniserregend, als die sozialen Distanzierungsmaßnahmen die Nutzung der sozialen Medien verstärkt haben. Vernetzte Formen der Sexualität haben zugenommen, die Deplattformierung des Sex hat sich beschleunigt, was die Spannung verdeutlicht, die zwischen einer von US-spezifischen Vorstellungen von angemessenem Inhalt und Verhalten dominierten Datenwirtschaft herrscht und der zentralen Bedeutung, die der sexuelle Austausch im Leben der Menschen hat.

Es mag unwahrscheinlich sein, dass Argumente für sexuelle Rechte die Logik von Risiko und Sicherheit der Social Media aufheben. Aber vielleicht können sie dazu

beitragen, den Schwerpunkt der Debatte auf die verschiedenen Wertformen zu verlagern, in denen Sex jenseits der Logik des Geldwerts, mit der die sozialen Medien arbeiten, wahrgenommen werden. Der Wert des Sex ist sehr persönlich, da er zur Selbstbildung beiträgt; er ist auch politisch, wenn es um Bindung, Identifikation und Fürsprache geht. Die Deplattformierung führt zu einer Gemeinschaftlichkeit in den sozialen Medien, die frei von Sexualität ist, und löscht auf diese Weise Verbindungen, die uns betreffen und von denen unser Leben abhängt.

Literatur

- Albury, K., 2017. Just Because It's Public Doesn't Mean It's Any of Your Business: Adults' and Children's Sexual Rights in Digitally Mediated Spaces. *New Media & Society* 19 (5), 713–725.
- Ashley, V., 2019. Tumblr Porn Eulogy. *Porn Studies* 6 (3), 359–362.
- Baym, N.K., 2015. Social Media and the Struggle for Society. *Social Media + Society* 1 (1), 1–2. DOI: 10.1177/2056305115580477
- Berlant, L., 2000. Intimacy: A Special Issue. In: Berlant, L. (Ed.), *Intimacy*. University of Chicago Press, Chicago, 1–8.
- Byron, P., 2019. "How Could You Write Your Name Below That?" The Queer Life and Death of Tumblr. *Porn Studies* 6 (3), 336–349.
- Cho, A., 2018. Default Publicness: Queer Youth of Color, Social Media, and Being Outed by the Machine. *New Media & Society* 20 (9), 3183–3200.
- D'Onofrio, J., 2018. A Better, More Positive Tumblr. <https://staff.tumblr.com/post/180758987165/a-better-more-positive-tumblr>
- Edelman, G., 2021. Here's the Truth About Section 230. https://www.wired.com/story/gadget-lab-podcast-503/?bxiid=5d0e...Daily_050821&utm_medium=email&utm_source=nl&utm_term=list2_p1
- Engelberg, J., Needham, G., 2019. Purging the Queer Archive: Tumblr's Counterhegemonic Pornographies. *Porn Studies* 6 (3), 350–354.
- Gehl, R.W., Moyer-Horner, L., Yeo, S.K., 2017. Training Computers to See Internet Pornography: Gender and Sexual Discrimination in Computer Vision Science. *Television and New Media* 19 (6), 529–547.
- Hallinan, B., 2021. Civilizing Infrastructure. *Cultural Studies*, online before print. DOI: 10.1080/09502386.2021.1895245
- Hudson, D.L., Jr., 2018. Obscenity and Pornography. In: *The First Amendment Encyclopedia*. <https://mtsu.edu/first-amendment/article/1004/obscenity-and-pornography>
- Humphreys, S., 2008. Commodifying Social Relations: Affective Economies Online. Unpublished Presentation at the Networks of Desire Seminar, Helsinki Collegium for Advanced Studies, 9. Oktober.
- Madden, S., Janoske, M., Winkler, R.B., Harpole, Z., 2018. Who Loves Consent? Social Media and the Culture Jamming of Victoria's Secret. *Public Relations Inquiry* 7 (2), 171–186. <https://doi.org/10.1177/2046147X18764216>
- Moldrem, S., 2018. Tumblr's Decision to Deplatform Sex Will

- Harm Sexually Marginalized People. Wussy, 6. Dez. <https://www.wussy.com/all/2018/12/6/tumblrs-decision-to-de-platform-sex-will-harm-sexually-marginalized-people>
- Noble, S.U., 2018. Algorithms of Oppression: How Search Engines Reinforce Racism. NYU Press, New York.
- Paasonen, S., 2018. Infrastructures of Intimacy. In: Andreassen, R., Nebeling Petersen, M., Harrison, K., Raun, T. (Eds.), Mediated Intimacies: Connectivities, Relationalities and Proximities. Routledge, London, 103–116.
- Paasonen, S., Jarrett, K., Light, B., 2019. NSFW: Sex, Risk, and Humor in Social Media. MIT Press, Cambridge, MA.
- Paasonen, S., Sundén, J., Forthcoming. Objectionable Nipples: Puritan Data Politics and Sexual Agency in Social Media. In: Keilty, P. (Ed.), Queer Data. Routledge, New York.
- Pilipets, E., Paasonen, S., 2020. Nipples, Memes and Algorithmic Failure: NSFW Critique of Tumblr Censorship. *New Media & Society*, online before print. <https://doi.org/10.1177/1461444820979280>
- Roberts, S.T., 2018. Digital Detritus: “Error” and the Logic of Opacity in Social Media Content Moderation. *First Monday* 23 (3). <https://journals.uic.edu/ojs/index.php/fm/article/view/8283/6649>.
- Roberts, S.T., 2019. Behind the Screen. Content Moderation in the Shadow of Social Media. Yale University Press, New Haven.
- Salty, 2019. Exclusive: Victoria’s Secret Influence on Instagram’s Censorship Policies. 22. Nov. <https://saltyworld.net/exclusive-victorias-secret-influence-on-instagrams-censorship-policies/>.
- Srnicek, N., 2018. Platform Capitalism. Polity, Cambridge, UK.
- Tiidenberg, K., 2016. Boundaries and Conflict in a NSFW Community on Tumblr: The Meanings and Uses of Selfies. *New Media & Society* 18 (8), 1563–1578.
- Tiidenberg, K., 2019. Playground in Memoriam: Missing the Pleasures of NSFW Tumblr. *Porn Studies* 6 (3), 363–371.
- Tiidenberg, K., van der Nagel, E., 2020. Sex and Social Media. Emerald, Bingley, UK.
- Warda, J., 2019. Tumblr Tributes and Community. *Porn Studies* 6 (3), 355–358.
- Warda, J., 2020. Nackte Zahlen. In: *Der Freitag*, Nr. 42, 15.
- Williams, R., 1977. *Marxism and Literature*. Oxford University Press, Oxford.
- Wilson, A., 2016. The Infrastructure of Intimacy. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 41 (2), 247–280.

Autorin

Prof. Dr. Susanna Paasonen, University of Turku, Vatselankatu 2, 20500 Turku, Finland, e-mail: suspaa@utu.fi



Nathan Schocher

Der transgressive Charakter der Pornografie

Philosophische und feministische Positionen

transcript Verlag 2021

238 Seiten, kart., print 35 €, pdf im Open Access

Viele Menschen nutzen täglich Pornografie. Doch was erregt, erregt auch Anstoß – aktuell v.a. im Rahmen zweier Debatten: der sogenannten Pornografisierung der Gesellschaft und der Popularisierung von alternativen Pornografien. Nathan Schocher zeigt, dass diese Debatten in einem transgressiven Charakter der Pornografie wurzeln. In der Auseinandersetzung mit den philosophischen Konzepten von Foucault und Bataille sowie feministischer Pornografie-Kritik von Butler und Preciado entwickelt er ein Instrumentarium, mit dem sich ein differenziertes Bild des transgressiven Charakters der Pornografie zeichnen lässt.

Femdom – Weibliche Ermächtigung und prägenitales Spiel wider die männliche Ordnung?

Stefanie Graul

Femdom – Female Empowerment and Pregenital Play against the Male Order?

Abstract

This article discusses the statements of a client, who had previously worked as a dominatrix. At first her experiences of female agency with its inherent negation of the phallic order were the center of attention in our common work. For this the ds-play (signifies dominance and submission) made a substantial contribution with its pregenital practices, which place women and men sexually on the same level and establish a complicity between the sexes. In addition we decoded her strong feeling of dislike that arose prior to the contacts as a reaction to the social tabooing of female sexual power and especially of female sadism.

Keywords: Female empowerment, Sexual Power, Domina(trix), Female Sadism, Deviant sexuality

Zusammenfassung

Dieser Artikel beschäftigt sich mit den Aussagen einer Klientin, die als Dominatrix gearbeitet hat. Zunächst standen in unserer Arbeit ihre Erfahrungen von weiblicher Ermächtigung bei Aushebelung der phallischen Ordnung im Vordergrund. Hierzu leistete das DS-Spiel (Dominanz/Submission) mit seinen prägenitalen Praktiken, die Frauen und Männer geschlechtlich auf dieselbe Ebene bringen und hierdurch eine Komplizität zwischen den Geschlechtern herstellen, einen wesentlichen Beitrag. Im Weiteren beschäftigten wir uns mit einem starken Gefühl der Abneigung, das im Vorfeld der Kontakte auftrat, und entschlüsselten diese als Reaktion auf die gesellschaftliche Tabuierung weiblicher sexueller Macht, insbesondere von weiblichem Sadismus.

Schlüsselwörter: Weibliche Ermächtigung, sexuelle Macht, Domina(trix), weiblicher Sadismus, abweichende Sexualität

Vorab

Ich werde hier über die Erfahrungen einer Klientin sprechen, die im Sommer 2018 und 2020 jeweils einige Monate als Dominatrix gearbeitet hat. Sie hatte aus akutem finan-

ziellem Mangel unter Pseudonym eine Annonce geschaltet und sich eine weitere Mobilnummer und E-Mail-Adresse zugelegt. Sie besuchte ihre Kunden zu Hause oder traf sich mit ihnen in Stundenhotels, bzw. nutzte im Sommer 2020 das Appartement eines Freundes.

Ihr Bericht hat sich auch im dialektischen Sinne als äußerst komplex erwiesen: Sie schilderte ihre Tätigkeit als enorm selbstermächtigend und erregend einerseits, andererseits als auf sonderbare Art verwirrend und hochgradig widersprüchlich. Dies zeigte sich in einem Gefühl der Abneigung oder Übelkeit, das der Grund war, warum sie mich aufsuchte.

Meine Auseinandersetzung mit diesem Thema lenkt den Fokus auf zwei Problematiken innerhalb von *femdom* – *female dominance*, also weiblicher Dominanz: Nämlich erstens die ambivalente Situierung der weiblichen Ermächtigung innerhalb einer patriarchalen Suprastruktur. Und zweitens die Regelung der regressiven prägenitalen Praktiken bei den Treffen durch ein klares vertragsartiges Regulativ an Rollenzuweisungen und narrativen Mustern.

Aufgrund der Überdeterminiertheit der Thematik werden hier die Thesen zur Selbstermächtigung der Dominatrix – wie in einem Palimpsest oder ähnlich der freudischen Metapher des Wunderblocks (Freud, 1975a, 366) – von Thesen zu einer heteronormen, patriarchalen Suprastruktur überschrieben, welche die vorhergehenden jedoch nicht ganz auszulöschen oder in ihrer Berechtigung zu annullieren vermögen: Das Gesamtbild, welches nach Ablösen der Schutzschicht zum Vorschein käme, entspräche am ehesten der widersprüchlichen Beziehungskonstellation zwischen Domina und Kunde sowie dem Gefühlszustand meiner Klientin. Da es aber nicht entzifferbar wäre, stellt dieser Artikel den Versuch dar, die Schichten rückwirkend zu trennen und einzeln darzustellen. Das wird nicht unbedingt in dialektischer Form geschehen, sondern eher wie Aussagen, die sich neben- und übereinanderlagern, um eine Art genealogisches Geflecht oder Gewebe zu ergeben.

Über Prostitution

Selbstverständlich gibt es viele Arten von Prostitution, wie es diverse Arten von Pornographie gibt (Graul, 2018, 128ff); ihre Bedeutungen und Funktionsweisen sind nicht nur un-

terschiedlich, sondern auch in sich widersprüchlich. Wenn ich drei Autorinnen, die in der Sexarbeit tätig waren oder sind, nämlich Ilan Stephani (2017, 250), Undine de Rivière (2018, 12) und Virginie Despentes (2006, 90) sowie dem Berufsverband sexuelle und erotische Dienstleistungen (2021) zustimme, dass es eine selbstbestimmte Prostitution gibt, die Frauen ausüben, weil sie sich dafür entschieden haben, spreche ich selbstredend nicht über Kinder, Zwangs- und Beschaffungsprostitution oder Menschenhandel. Diese stellen Verbrechen dar – schon aufgrund des Straftatbestands, welcher unabhängig von der damit verbundenen Sexualität besteht (vgl. Rivière, 2018). Freiwillig bedeutet ja nicht, dass der Sexarbeiterin in jedem Moment alles an diesem Beruf gefällt, sondern dass die positiven Seiten für sie (oder ihn) überwiegen. Jedes menschliche Verhalten und Empfinden ist vielschichtig und überdeterminiert: Sich widersprechende Gefühle bilden eine multiple dialektische Einheit. Zudem finden sexuelle Dienstleistungen genau wie unser Beziehungsgeflecht einschließlich des romantischen innerhalb einer hegemonialen männlichen Ordnung statt, was aber Selbstbestimmung nicht verhindert, sondern sie lediglich patriarchal konditioniert (vgl. Pheterson, 1996).

Hierarchien generieren Gegenhierarchien und bilden ein komplexeres Zusammenspiel als es die Reduktion in zweipolige festgeschriebene Ordnungen glauben macht (vgl. Foucault, 1983). Diese Verflechtungen zwischen den einzelnen Ebenen entsprechen intra- und interpsychischen Beziehungen eher als eine klare Täter-Opfer-Zuschreibung. Aufgrund der Tatsache, dass wir alle durch biopolitische (Butler, 2003, 9, 22, 32) oder pharmapornografische¹ Strukturen (Preciado, 2016, 35) geformt sind, ziehen sie sich durch jedes Individuum, sodass wir alle Täter-Opfer oder Opfer-Täter sind und ein Widerstand gegen diese Ordnungen nur innerhalb derselben stattfinden kann.

Meine Klientin beurteilt die soziale Viktimisierung von Sexarbeiterinnen bei gleichzeitiger Zuschreibung der Täterseite an den Freier als Machtbeschneidung:

„Ich glaube, dass die Sichtweise radikaler Feministinnen, die sich inzwischen auch zur allgemeinen Meinung gemausert zu haben scheint, dass nämlich Sexarbeiterinnen *durchweg* Opfer der patriarchalen Ordnung sind und Freier *durchweg* Täter, nicht zutrifft und lehne das schwedische paternalistische Modell der Freierbestrafung aus verschiedenen Gründen ab, insbesondere auch aufgrund der Dämonisierung des Freiers, welche auf die Sexarbeiterinnen abfärbt. Bei dem Täter-Opfer-Mythos handelt es sich um eine ra-

dikale Depotenzierung weiblicher Selbstbestimmung und um ein Redeverbot für unabhängige Frauen, die ein großes Wissen auch über abweichende Sexualitäten haben und damit hohe Stundensätze erzielen.“

Weiter sieht sie Sexarbeit als Teil der typisch weiblichen Berufe und ihren gesellschaftlichen Sonderstatus als normalisierende Strategie:

„Selbstverständlich prostituiert man sich in jeder Arbeit bis zu einem gewissen Grad. Freude, materieller Verdienst und teilweise Frustrationen bzw. Abwehrreaktionen werden abgewogen. Insbesondere die typisch weiblichen pflegenden Berufe sind beispielsweise mit deutlich mehr Körperkontakt auch zu Männern verbunden als die Tätigkeit der unberührbaren Dominatrix². Ist die Sexarbeit wirklich aufgrund der Art der Dienstleistung ein Sonderfall oder wird hier der sich kümmernde pflegende Körperkontakt gegenüber dem sexuellen normalisiert?“

Ermächtigung

Nachfolgend zeige ich auf, in welchen Punkten das Erleben meiner Klientin den heteronormen Mythen über Prostitution sowie dem gängigen Wissen über Sexualität, insbesondere dem romantischen Narrativ, radikal widerspricht, da durch *femdom* auf mehreren Ebenen eine Umschreibung bzw. Umkehrung der im Patriarchat üblichen sexuellen Rollenverteilungen stattfindet. Diese ist mit einer explosionsartigen Vergrößerung weiblicher *agency* verbunden, auch wenn sie selbstverständlich innerhalb des Suprasystems patriarchaler Dienstleistungen situiert ist (Despentes 2006, 67ff). Hierdurch entsteht ein Gefühl von sich schlagartig einstellender Gerechtigkeit – z.B. aufgrund einer der Vulva zugeschriebenen, gleichsam übermächtigen Anziehungskraft bei Depotenzierung des Phallus; aufgrund einer Rehabilitierung, einer Wiedereinstellung der Mutter also im Gegensatz zur Übermacht der väterlichen Ordnung (Deleuze 2013, 242ff). Meine Klientin:

„Ich war die schöne liebe Herrin. Meine Präsenz löste grenzenlose Zuneigung, widerspruchslose Unterwerfung und manchmal Furcht und Zittern aus. Ich wurde mit Geschenken, Komplimenten und Wertschätzung überhäuft. Ich nahm mir diese Macht nicht mit Strenge oder Gewalt; sie wurde mir gegeben. Eine

¹ ‚Pharmapornografisch‘ meint die gesellschaftliche und körperliche Beeinflussung bzw. Durchdringung durch pornografische Bilder und hormonelle Substanzen wie Prozac oder die Pille. Diese findet z.B. über die Medien, die Mode oder Kontakte zu anderen Personen auch statt, wenn Pornos oder Substanzen nicht selbst konsumiert werden.

² Die unberührbare Dominatrix lässt sich durch ihre Freier nicht sexuell stimulieren. Der körperliche Kontakt ist reduziert und findet oft nur durch die Fetisch-Kleidung hindurch statt.

süße Lust durchströmte mich; die narzisstische Gratifikation war enorm.“

Diese Rehabilitierung der Mutter zeigt sich, nach Meinung der Klientin, auch in einer entsprechenden Entlohnung, dem Tribut oder Taschengeld: „Eine sublimale Geometrie des Geraderückens patriarchaler Asymmetrien fand hierdurch statt.“ Diese gleichsam tektonische Verschiebung der geltenden Ordnung zeigte sich auf sechs verschiedenen Ebenen, die ich durch Zitate der Klientin illustriere:

Freundlichkeit. Die Klientin habe sich keinen psychophysischen Harnisch gegen die von ihr erwartete, vermeintliche Abwertung durch Kunden anlegen müssen. Das Gegenteil sei der Fall gewesen:

„Die devoten Männer, die ich traf, waren durchweg freundlich und schienen von tiefer Dankbarkeit erfüllt, eine treffen zu können, die auf Wünsche einging, die aus unverständlichen oder verständlichen Gründen aus dem gesellschaftlich akzeptierten sexuellen Narrativ ausgeschlossen waren.“

Selbstverständlich handelt es sich hier um *femdom*, also ist der Ausschnitt der Männer möglicherweise nicht repräsentativ für Sexarbeit im Allgemeinen, doch ich habe diese Beobachtung auch bei anderen Autorinnen gefunden, die genitalzentrierten, „regulären“ Sex anboten. Beispielsweise schreibt auch Virginie Despentes, die zeitweilig sexuelle Dienstleistungen im ‚girlfriend‘³ Bereich anbot, überrascht: „Nie sei ein Mann so nett, wie wenn er bei einer Nutte ist.“ (Despentes, 2006, 69f; vgl. auch Stephani, 2017 u. Rivière 2018)

Klare Grenzen. Es fiel der Klientin zudem leicht, klare Grenzen zu kommunizieren, was sie als gegensätzlich zu ihren sonstigen Erfahrungen als Frau empfand:

„In keiner anderen Situation meines Lebens – insbesondere in den typischen Frauenrollen wie Partnerin und Mutter – fiel es mir so leicht, Grenzen zu kommunizieren, die immer ohne Murren hingenommen wurden. Das waren die Regeln des Spiels: Bestimmte Dienstleistungen bot ich an, andere nicht. Der Kunde fragt, ich sage ja oder nein. Fertig. Da wurde auch nie genölt oder rumgezerrt. Ich konnte sogar meine eigene Lust am Nein-Sagen genau spüren.“

³ ‚Girlfriend sex‘ meint den sexuellen Kontakt zwischen Freier und Sexarbeiterin, der möglichst nah am konventionellen Geschlechtsverkehr eines Liebespaars orientiert ist: Bestandteil ist z.B. Küssen, Körperkontakt und Penetration.

Schönheit an erster Stelle nicht gefragt. Ängste wegen eines nicht mehr jungen und perfekten Körpers abgewertet zu werden, erwiesen sich als unbegründet:

„Der Mythos vom perfekten jungen Körper, der Frauen der Mainstream- oder Oberflächensexualität oft in einer kastrierten Situation hält, schien hier keine Gültigkeit zu haben. Ich dachte zunächst, schon zu alt zu sein, aber nie hat sich einer beschwert oder hatte ich den Eindruck, dass diesbezüglich Unzufriedenheit herrschte. In den Sessions wurde eher eine willenslose, tiefe Bewunderung gegenüber dem Weiblichen in Gestalt der Vulva-an-sich gezeigt, also dem Organ, das in der offiziellen Sexualität noch immer tabuiert ist und oft nur in operierter, also durch die Hand der männlichen Ordnung veränderter Form, Hoffähigkeit erlangt.“

Humor. Weiterhin spielte Humor eine große Rolle:

„Während des Spiels hatten wir oft großen Spaß und brachen manchmal in ein wildes Gelächter aus, aufgrund der Freiheit, Dinge zu tun, die völlig durchgeknallt, ironisch, absurd oder jenseits von Gut und Böse waren.

Als ich das erste Mal einen Mann mit einem Strap-on nahm, meinte er: ‚Fester, fester, fick mich so richtig durch!‘ und wir lachten und lachten, während ich ihn vögelte.

Ein anderes Mal – es war mein Geburtstag – befahl ich Cornelia, einem muskulösen Mann in Stiletto, gerüschter Damenunterwäsche mit Silikoneinlagen als Brüsten und Strapsen, mir zu Ehren ‚Happy Birthday‘ zu singen. Ich werde nie vergessen, wie ungeschickt er dastand mit gefesselten Händen und abgebundenen Eiern und wie innbrünstig er sang.

Ein anderes Mal setzte ich einem Ingenieur in leitender Funktion, der ebenfalls feminisiert werden wollte, sein Pünktchen-Tanga verkehrt herum als Maske auf, weil er seine vergessen hatte in Zeiten der Pandemie.“

Kompetenz. Und Kompetenz musste nicht mehr hart erkämpft werden:

„Obwohl ich einfach ins kalte Wasser gesprungen bin und keine Ausbildung als Domina genossen habe, hatte ich den Eindruck, dass mir die Profession lag. Ich hatte keine Schwierigkeiten, die Praktiken auszuführen und die entsprechende Sprache ging mir mühelos von der Zunge. Zwei Dinge sind mir dazu eingefallen: Die komplizierte Gradwanderung, als Objekt des männlichen Blicks weder zu wenig (Mauerblümchen) noch zu reizvoll (Schlampe) sein zu dürfen, fiel

weg. Das Zuviel oder Zuwenig an Sexyness war überhaupt kein Beurteilungs-Kriterium mehr, denn ich entschied und so war es gut. Ich stand jenseits dieser Form der Beurteilung durch den Klienten.

Hinzu kam, dass ich das erste Mal in meinem Leben einen Job gut machte, nicht *obwohl*, sondern *weil* ich eine Frau war. Eine enorme Erleichterung. Plötzlich schwimmst du kraftmässig mit dem Strom und nicht immer nur dagegen.“

Macht. Selbstverständlich befindet sich *femdom* innerhalb einer patriarchalen Suprastruktur, selbstverständlich handelt es sich um eine Dienstleistung und selbstverständlich findet diese innerhalb einer paradoxen Situation statt, da es die Entscheidung des Kunden ist, sich erniedrigen zu lassen. Aber: Zunächst überrascht und erleichtert die Umkehrung der Rollenverteilung des Patriarchats (vgl. McClintock, 1993):

„Du bist die Königin, die Herrin, die Lichtgestalt, die Heilsbringerin, die Regelmacherin. Du wirst verherrlicht. Nur weil du dieses sexuelle Attribut, nur weil du ‚die Muschi‘ hast, sie zeigen und verbergen, sie bereitstellen oder verweigern kannst.“

Gegenwelt

Diese Gegenordnung ist scheinbar kaum existent und doch ist sie omnipräsent: Nach Aussagen meiner Klientin stellt die Welt der (Gelegenheits-)Prostitution – einem Inversionsritus vergleichbar – eine Gegenwelt dar, die den öffentlichen Raum für Uneingeweihte unsichtbar durchzieht, so wie das Darknet den virtuellen Raum. Nur Adepten kennen die Omnipräsens der Hobbyhurerei, obwohl sie jeden Mann potenziell zum Freier macht, obwohl sie jeder Frau den Weg eröffnet, über Sexarbeit Geld zu verdienen.

„Deutlich erinnere ich mich an den Augenblick, als ich in einem modernen Industriegebäude stand und um die Mittagszeit eifriges Gesumme hörbar war, weil die Ingenieure vom Mittagessen an ihre Zielorte liefen wie an Fäden gezogen. Jeder von ihnen könnte ein Freier sein, dachte ich plötzlich: der Dicke da mag vielleicht seine Eier abgebunden, der Dünne in dem schlechtsitzenden Anzug steht möglicherweise darauf, Füße zu küssen, darauf zu spritzen und sie dann sauberzulecken, der Junge da drüben kommt, vielleicht nur, wenn ihm in den Mund gepinkelt wird. Ich hatte den Eindruck, das Leben in dem Ingenieursgebäude hier sei der eigentliche Wahnsinn, diese Welt, wenn nicht die falsche, so in jedem Fall nur eine

halbe Welt. Nur mit der anderen Hälfte, der Hälfte der sexuellen Dienstleistungen würde die Welt ganz, denn genau das, was aus der Sphäre der bürgerlichen Existenz und ihres Sexes ausgeschlossen wäre, wäre gleichzeitig ihr Halt. Die Welt der anständigen Arbeit und die der abjekten sexuellen Neigungen sowie ihrer Befriedigung zusammen bildeten eine ganze Welt. Die offizielle allein gliche dem Eisberg oberhalb des Wassers, eine fast inexistente Realität. Er schwamm nur aufgrund einer schweren monströsen Finne, die sich – ständig abschmelzend – mit der Unendlichkeit des Ozeans verband.“

Diese System-Inversion gilt insbesondere für *femdom*: Durch die Konstruktion eines omnipotenten Objekts, einer phallischen, fehlerlosen Mutter, die den Mann hält, *indem* sie ihm psychisches Leid oder Schmerzen, und damit Lust zufügt, findet zunächst eine für die Frau extrem ermächtigende Umkehrung der patriarchalen Rollenverteilung statt.⁴ Die faszinierende Allmacht des Primärobjekts wird hier als maximal Inszenierte einerseits überzeichnet nachgespielt, andererseits als das Institutionalisierte gebannt, gebrochen, unschädlich gemacht. Zudem kann die regressive Unzulänglichkeit des Freiers, sein Devot-Sein als etwas an der konventionellen Männlichkeit Tabuisiertes, über das konstruierte Objekt der Domina⁵ hergestellt, aufgehoben und ausgelagert werden und dabei zugleich die weibliche Omnipotenz über die Figur der Herrin so gelebt werden, als wäre es die eigene. Schmerz und Demütigung fungieren als Preisgeld; die inzestuöse Schuld als Kollektivschuld des Patriarchats ist also immer schon abgegolten; das Inszenieren des „Schlimmen“ verhindert sein reales Eintreten.

Das im Alltag stattfindende, komplexe, ständig oszillierende und in Balance zu haltende Anerkennungsgeschehen (vgl. Graul, 2017, 79; Benjamin, 1996) wird hier zudem einseitig festgeschrieben oder eingefroren, was dem Freier Sicherheit vermittelt und ermüdende Aushandlungsprozesse erübrigt.

Doch auch wenn es die Dominatrix ist, welche die Peitsche führt, geschieht dies unter der Ägide des zahlenden Kunden. Hier offenbart sich die erste Janusköpfigkeit der Situation: Angeordnete Dominanz entbehrt das Element der russisch-roulettehaften Willkürlichkeit echter

⁴ Deleuze geht von einer trivalenten Mutter aus: der ödipalen, der uterinen und der oralen, die grausame und gütige Elemente in sich vereint. Er sieht Masochismus und Sadismus nicht als zwei Seiten einer Medaille, sondern betont die eigenen Ursprünge von beiden Neigungen. Die Herrin ist nicht sadistisch, sondern innerhalb des masochistischen Kosmos des Sklaven situiert (2013, 199ff, 195)

⁵ Ich benutze Dominatrix und Domina gleichbedeutend.

Tyranei:⁶ Auch die Dominatrix fungiert zumindest auf einer Ebene als brave Tochter der Väterlichen Ordnung, deren umfassende Gültigkeit ja auch oder gerade das Sich-gegen-sie-Widersetzen des Freiers in Gestalt eines Sklaven beweist. Das Wiederherstellen der mütterlichen „vulvischen“ Macht geht also Hand in Hand mit dem Sich-Auflehnen gegen das Gesetz des Vaters. Die Germanistin Dörte Bischoff schreibt:

„Sowohl [männlicher] Fetischismus als auch Masochismus, die in diesem Drama aufs Engste aufeinander bezogen werden, sind [...] als Verfahren der Père-Version, mithin der kulturkritischen Subversion traditionsmächtiger Gesetze und Glaubenssätze entzifferbar, indem sie diese auf die ihnen impliziten Abtrennungen, Ausgrenzungen und Verleugnungen zurückwenden.“ (2011, 49)

Das Einsetzen der Dominatrix als Objekt der Rebellion gegen die Ordnung des Vaters geschieht durch ihre Potenzierung, die unauflöslich mit einer Instrumentalisierung verbunden ist. Welche der beiden Ebenen die bestimmende ist, ist situativ, ihre Trennung unmöglich, die Wertung möglicherweise völlig unerheblich. In jedem Fall findet jedoch eine Rück- oder Neuverteilung der Geschlechterrollen statt: Die prägenitalen „anti-phallischen“ Praktiken bewirken eine teilweise Gleichstellung von Mann und Frau, die durch die gleichzeitige Überhöhung der Frau einerseits gehalten, andererseits ad absurdum geführt wird. Hierdurch wird die heteronorme Ordnung nicht nur durchkreuzt, sondern ausgesetzt.

Unisexualität

Das heißt – und das ist meine erste zentrale These – *femdom* eröffnet den Zugang zu ausgegrenzten nichtphallischen libidinösen Praktiken wie Fußerotik, Damen-Wäsche-Tragen (Feminisierung), Rollenspiel, Analerotik und Natursekt (Urophilie), die das Kleinkind unabhängig von seinem Geschlecht vor der binären geschlechtlichen Differenzierung und dem Erlernen der entsprechenden Hand-

lungen benutzte und die es erregten (vgl. Freud, 1972, 87–99; Le Soldat, 2015, 33). Auch der Geruchssinn spielt hier nicht nur bei koprophilen Praktiken wieder eine verstärkte Rolle. Diese sexuellen Spielformen sind interessanterweise nicht an den Masters-und-Johnson-Plan aus Erregung, Plateau, Punkt ohne Wiederkehr, Orgasmus, Abfall gebunden, der für ein westliches Verständnis „normaler“, „straighter“ Sexualität zentral geworden ist, und der sich an einer typisch männlichen Erregungskurve orientiert (Masters & Johnson, 1970, 20f).⁷ Im ‚straight Sex‘ stellt der männliche Höhepunkt eine „natürliche“ Zäsur bzw. ein zeitweiliges Ende des Spiels dar, während die prägenitalen Praktiken beliebig lange weitergespielt werden können.

Diese polymorph perversen prägenitalen Praktiken stellen eine Einheit oder Gleichheit der Geschlechter her, eine Art „Unisexualität“, die aus der herkömmlichen Sexualität ausgeschlossen werden muss, um Heteronormativität mit ihren bipolaren genealogischen Machtstrukturen zu erhalten, um die Gleichartigkeit der Geschlechter zu verschleiern. Ein gegenseitiges Benutzen als Übergangsobjekt kann stattfinden: Traumatisch-Transformatives wird hier eingefroren und verändert zugleich. Diese regressiv-progressive Transformation bindet den Kunden und die Dominatrix aneinander – sie erfasst beide. Meine Klientin meint:

„Der zentrale Punkt ist für mich die geschlechtsübergreifende Freundschaft, die sicher auch daraus resultiert, dass hier der Mann einfach nur ein Wesen mit sexuellen Bedürfnissen sein kann, ohne verführen, flirten, führen, kompetent sein zu müssen. Ohne das komplizierte Zusammenspiel der romantischen Mann-Frau-Verführung fällt der enorme Performanzdruck für den Mann weg: alle Praktiken funktionieren ohne Erektion.“

Innerhalb der zunächst dunklen, brutal wirkenden DS-Inszenierung entsteht hierdurch eine prägenitale gewissermaßen uni- oder mononormative Komplizität zwischen den Geschlechtern. Eine Regression, die jedoch nur auf der sicheren Grundlage von gegensätzlich, nämlich dominant-devot, festgelegten Rollen möglich wird. Das aufgrund tiefer emotionaler Abhängigkeiten gefährliche postödipale sexuelle Mann-Frau-Spiel des romantischen Narrativs wird durch eine Art Sandkastenspiel mit zunächst unverrückbarer Mutter-Kind-Rollenzuweisung ersetzt. Das Arsenal an Spielzeug, Fetischkleidung und Demütigung kann auch als eine Art Deckmantel zur Unkenntlichmachung der zu Grunde liegenden „freundlichen“, den Geschlechtsunterschied ne-

⁶ Beispielsweise zeigt eine Anekdote des mexikanischen Schriftstellers Octavio Paz (1983, 85) über den Machismo das Funktionieren von Gewalt, die sich keiner Ordnung unterwirft: Der Macho befreit seinen Freund von Kopfschmerzen, indem er das Magazin seiner Pistole in dessen Schädel entleert. Weiter zeichnet Deleuze (2013, 211) den de sadeschen Sadismus als anarchisch, da hier die Vätertochter-Allianz zum Ziel habe, die Mutter zu töten, und daher in eine völlige Gesetzlosigkeit einmünde, während der Masochist die väterlichen Seiten in sich durch Bestrafung tilgen ließe, um durch die orale Mutter parthogenetisch als neuer Mann wiedergeboren zu werden.

⁷ Zur Ehrenrettung von Masters & Johnson muss gesagt werden, dass sie die weibliche Erregungskurve wellenförmig dargestellt haben (ebd.), als eine Grafik, die es jedoch zu einem weitaus geringeren Bekanntheitsgrad gebracht hat.

gierenden Praktiken gesehen werden. Sichere, mehr oder weniger fetischisierte Elemente wie ausgesuchte Schuhe, Rollenspiele, Zwangspraktiken oder Fuß- bzw. Urinierspiele ersetzen das vergleichsweise instabile romantische Spiel mit emotionalem Engagement und den kurzen Freuden eines konventionellen Höhepunktes. Verzögerung⁸, rigide Wiederholung desselben Rollenspiels, ein Narrativ und Objekte treten an die Stelle der durch eine bestimmte Person ausgelösten Erregung.⁹

Wenn nun Unisexualität einerseits den Blick auf eine prägenitale Gleichheit der Geschlechter ermöglicht (Le Soldat, 2015) und heteronorme genitale Sexualität zumindest teilweise asymmetrische Machtstrukturen festigt, welche Information ist dann in der unisexuellen Performanz versteckt oder eingefroren, warum werden die prägenitalen Praktiken der Mutter-Kind-Beziehung hier in gewisser Weise festgeschrieben? Natürlich ist dieses Setting mithilfe der indirekten Praktiken und mithilfe des unerreichbaren Objekts der Begierde auch einfach nur ein effektives Mittel zu Erregungssteigerung gegenüber der auf den Höhepunkt fokussierten Vorgehensweise des ‚Straight-Sex‘, weshalb Barbara Carellas (2017) BDSM¹⁰ mit tantrischen Praktiken vergleicht.

Auch wenn *femdom* sich auf der Schatten- oder Nachtseite der menschlichen Sexualität zu befinden scheint, handelt es sich hierbei genauso um ein festgefügttes soziales Narrativ, um eine normative Performanz, die in je feste Abläufe mit festen Beziehungen und Codifizierungen gegossen ist. Anzeichen hierfür sind die Formalismen, Sprach- und Kleidercodes sowie Gadgets, durch die sich die unendlich vielfältige individuelle Sexualität klassifizieren lässt: Regression wird durch eine festgefügte implizit oder explizit vertraglich geregelte narrative Ordnung ermöglicht und das angepasste Gesetz des Vaters auf die Mutter übertragen.

Sönke Ahrens (2006) hat auf ein weiteres Paradox innerhalb von BDSM hingewiesen: Die Praktiken, welche zwar einvernehmlich ausgehandelt werden, beruhen oft auf Zwang bzw. Bewegungs- oder Freiheitsentzug, Züchtigung, Strafe etc., sodass sich das DS-Spiel in der Spannung aus Konsens und Zwang entwickelt und keineswegs als rein konsensuell betrachtet werden kann.

Interessant ist hierbei auch – neben der Ausstattung der Mutter mit dem Phallus (Freud, 1975b, 383ff; Deleuze, 2013, 248) – die männliche Aneignung des weiblichen

Geschlechtsteils mithilfe des eigenen Anus, der stimuliert und penetriert werden soll. Die „Arschfotze des Schwanzmädchens“ stellt möglicherweise ebenso wie die Figur der phallischen Mutter die imaginierte präödpale zweigeschlechtliche Potenz wieder her.

Demzufolge wird hier – die zweite These – eine hocherotische Mutter-Sohn-Beziehung inszeniert (vgl. Deleuze, 2013, 219, 242), wobei nach Aussagen meiner Klientin in den meisten Fällen ein Kopulationstabu besteht. In einem geschützten Raum und unter Strafpraktiken wird also die zentrale ödipale Phantasie, nämlich die Vereinigung mit der Mutter, gleichzeitig inszeniert und verhindert¹¹ – auch deshalb ist die Mutter mit dem Phallus ausgerüstet, um den Sklaven-Jungen davor zu schützen, sie tatsächlich zu penetrieren. Das extreme Verehren der Vulva beispielsweise, das bei *femdom*-Praktiken teils usus ist, kann nur mithilfe der Abwehr der Inzestangst durch eine phallische Mutter und mithilfe klarer vertraglicher Rollenverteilung stattfinden. In jedem Fall sorgt das „Einfrieren“ des Settings mit seinen Regeln dafür, dass einerseits niemals mit der Mutter geschlafen werden darf, andererseits (zumindest auf imaginärer Ebene) auch keine ödipale Ablösung durch Akzeptanz des Geschlechtsunterschieds stattfinden kann/muss. – Wobei ich hier nicht von einer Hierarchisierung oder einem festen Stufenmodell ausgehe.

Deidentifikation / Auflösung

Die Funktion der Trennlinie zwischen anerkannten und devianten oder paraphilen Praktiken wird hier virulent: Welche Handlungsweisen gelten als „normal“ und welche als „abjekt“ und warum? Welche Bedeutungen werden betont, welche ausgeklammert und zu welchem Zweck? Natürlich ist männliche Unterwerfung generell ein soziales Tabu, während die weibliche beispielsweise seit dem Weltenerfolg der Roman-Trilogie plus Film *Fifty Shades of Grey* zunehmend normalisiert wird und das erregende Dispositiv katexochen zu werden beginnt (vgl. Gien, 2019).¹²

Aufgrund dieser geschlechtsrollenspezifischen Sozialisierung gibt es kaum „naturdominante“ Frauen, während

⁸ Für Deleuze kennzeichnet insbesondere das vertraglich geregelte Warten den masochistischen, die anarchische Bewegung hingegen den sadistischen Akt.

⁹ Schon Freud (1972) betont in den drei Abhandlungen zur Sexualtheorie die generelle Überschätzung des Sexualobjekts bei der Herstellung von Begehren.

¹⁰ Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism

¹¹ Ich möchte an dieser Stelle nicht der Frage nachgehen, ob die Sehnsucht nach sexueller Vereinigung mit der Mutter auch bei einem milden Verlauf der ödipalen Entwicklung besteht oder ob sie bereits Frucht einer polarisierenden präödpalen Entwicklung ist, in welcher der Vater als Triangulator nicht anwesend war oder die Mutter als extrem versagend/verwöhnend erlebt wurde (vgl. Benjamin, 1996). Selbstverständlich ist diese Entwicklungsphase hochgradig geschichtlich und kulturell determiniert und entsprechend variationsreich (vgl. Parsons, 2010).

¹² Dass es hierbei größtenteils um die Normalisierung von heteronormaler Macht geht, die in unsere Gesellschaftsordnung eingeschrieben ist, habe ich an anderer Stelle ausgeführt (Graul, 2019, 128).

bei Männern eine große Sehnsucht besteht, die devote Rolle einzunehmen. Angeblich gibt es etwa dreimal soviel devote Männer wie dominante Frauen, was die Professionalisierung des *femdom* Sektors erklärt (Ernulf & Innala, 1995, 631).

Bei einigen *femdom*-Praktiken, die mit Schmerz, Frieren, Schlagen; Keuschhaltung und Bestrafung zu tun haben, scheint es intuitiv plausibel, dass sie einem anderen sexuellen Bereich zugewiesen werden. Andere wie Rollenspiel, Fußerotik oder Natursekt empfand meine Klientin spontan als humorvoll, erregend, dabei aber auch als „natürlich“ und kindlich. Sie akzeptierte dieselben auch als Erweiterung ihres persönlichen sexuellen Repertoires: Wenn primäre, uni- oder pansexuelle, nach Freud polymorph perverse Lüste einbezogen werden, findet gleichzeitig eine erleichternde Desublimierung, eine Rückkehr zum *Es* statt.

Es sind meiner Ansicht nach deshalb nicht nur die „schlimmsten“ oder härtesten Praktiken, die aus dem gesellschaftlichen Sexualitätsdispositiv ausgeschlossen werden, die extremsten, die illegalen, die „most kinky ones“, sondern insbesondere die, welche eine Art Rückanbindung, ein Kindwerden, eine Regression anbieten. Genau die, welche eine Ähnlichkeit von Mann und Frau offenbaren und nicht ihre Differenz festschreiben: Diese nichtphallischen, unisexuellen Praktiken unterlaufen Heteronormativität am effektivsten. Sie bieten in gewisser, paradoxer Weise Sicherheit, ein Heimkommen, ein Nest: Durch diese Gegenpraktiken findet eine Umschrift und eine Löschung patriarchaler Strukturen statt, vielleicht das, was Paul B. Preciado (2016) „Deidentifizierung“ mit den gesellschaftlich naturalisierten Geschlechterrollen nennt. Ein Rückschreiben oder ein Rückgriff wird möglich. Eine Regression im Dienst des persönlichen Narrativs, des je eigenen „Rufs“ eines längst verschüttet geglaubten *Es*. Meine Klientin meint:

„Dieser Effekt des Heimkommens hat neben der teilweisen Befreiung aus dem geschlechtsspezifischen Sexualitätsnarrativ massiv mit sexuellen Praktiken zu tun, die aus dem bürgerlichen Sexualitätsnarrativ ausgeschlossen sind und die eine Art Auflösung oder Verflüssigung der bisherigen Vorstellungen ermöglichen. Ich lernte raffinierte, überraschende sexuelle Praktiken, die ich – so promisk ich auch gewesen war – ohne *femdom* niemals kennengelernt hätte.“

Möglicherweise war das Regressionsangebot des Settings der Grund für die intensiven Naturerfahrungen, die meine Klientin in dieser Zeit hatte. Sie fühlte sich, nach ihren Aussagen, wenn sie mit dem Rennrad durch die frühsummerliche Stadt zu ihren Kunden fuhr, eins mit den Pflanzen, die den Asphalt des Radweges aufbrachen, eins mit den Linden, die betörend dufteten. Sie wollte nackt mit den wilden Fischen in dem stufenförmigen Betonbecken,

an dem sie wiederholt vorbeifuhr, schwimmen. Diese Einheitsgefühle, diese unbändige Lebendigkeit waren wohl die äußeren Metaphern für einen Prozess der Rückwilderung, der Kulturrebellion, der durch das Aufbrechen der Sexualitätsnormen und das Ausüben neuer Praktiken in ihr stattfand. Bei diesem Prozess des Auflösens der gewöhnlichen Rollenmodelle könnte es sich um eine Form der Genderpiraterie, des Genderhackings gehandelt haben (Preciado, 2016), das allerdings mit ambivalenten Gefühlen verbunden war.

Nausea

Meine Klientin empfand ihre Tätigkeit als weibliche Dominatrix teils als spannend und bisweilen auch hochgradig als lust- und humorvoll. Oft waren die Sessions „einfach eine Dienstleistung mit einem anständigen Stundensatz“. Ihre Freier nahm sie als Komplizen beim Erlernen dieser neuen Art von Sexualität wahr und ihr Verständnis für die Bandbreite insbesondere männlicher Sexualität vertiefte sich nach ihren Aussagen.

Dennoch beinhaltete für sie signifikanterweise das Zur-Hure-Werden jedes Mal eine schwierige Transition zwischen dem sozial Erlaubten und der „anderen Seite“. Obwohl sie die Sessions und ihre Klienten mochte und es vielleicht die Arbeit war, die ihr nach ihren Aussagen am meisten lag, habe sie deshalb zunächst aufgehört damit. Denn wenn sie einen neuen Kunden oder Freier traf, trat ein ungewohntes, sehr starkes und sonderbares Gefühl ein: „Es war, als müsste ich über einen Abgrund springen, ohne Springen, darüber fliegen, ohne Fliegen zu können.“ Dieses Kreuzen zwischen den Welten war für sie mit Gefühlen des Unbehagens, des Irrewerdens, mit einer Art Übelkeit verbunden. Woher kam diese Nausea, die sie empfand, bevor sie losfuhr, um einen neuen Freier zu treffen? Lag es lediglich an der Unvereinbarkeit der sozialen Narrative? War sie zu feige, zu träge, die Überfahrt auf die Nachtseite einfach zu anstrengend, zu herausfordernd?

Die Klientin fragte sich, ob das an dem wiederholten Durchbrechen gesellschaftlicher Normen, dem Ausführen eines fremden Drehbuchs einschließlich dem unwillkürlichen Auftreten von Erregung oder der Regulation von durch das Setting entstehenden Aggressionen lag. Hatte ihre Übelkeit, ihr Unbehagen mit ihrer eigenen Abwehr gegen die regressiven Beziehungsinszenierungen zu tun oder war es eine Gegenübertragungsreaktion auf die psychischen Botschaften des devoten Kunden?

Die väterliche Ordnung

Etwa zwei Jahre später, im Frühsommer 2020, begann ich mit der Klientin wieder zu arbeiten. Insbesondere hinsichtlich ihres Gefühls der Übelkeit und der Frage, ob diese hauptsächlich durch das gesellschaftliche Narrativ von Prostitution und *femdom* als etwas Abjektem hervorgerufen wurde, kristallisierten sich einige Punkte heraus:

Zunächst hatte die Klientin das Gefühl, der Hauptgrund ihres Unbehagens sei das teilweise Gegen-die-eigene-Neigung-Handeln, denn im privaten Bereich war sie nicht dominant. Dann wurde uns klar, wie untrennbar die sogenannte „eigene“ Neigung mit der jeweiligen Sozialisation und den entsprechenden Narrativen verbunden ist (vgl. Butler, 2003). Uns wurde klar, dass es völlig unmöglich war, hier das „Eigene“ herauszudestillieren. Weiter wurde uns klar, wie weit ihre Ängste und das Unwohlsein durch das omnipräsente und -potente grenzverletzende Eindringen der männlichen Ordnung hergestellt wurde,

„die das ganze Setting durchdrang wie ein unsichtbarer Nebel, den man einzuatmen gezwungen war, wie eine unsichtbare Glasglocke, die über dem Ganzen hing und den Blick auf den Himmel veränderte, ohne dass man es merkte. Tu n'échappes pas si simplément à la loi du père, ma fille!“¹³

Mit der Zeit hatte die Gewohnheit die unangenehmen Gefühle vor den Sessions verringert. Die Klientin hatte das Setting in gewissen Punkten angepasst und war beispielsweise zur unberührbaren Dominatrix geworden. Hierdurch steuerte sie ihre durch den körperlichen Kontakt ausgelöste Erregung weitgehend selbst. Beispielsweise ließ sie keinen Oralverkehr mit Kunden mehr zu und ließ sich nicht mehr lecken. Aktiven Oralverkehr bieten Dominas nicht. Sie wollte einerseits jedes Ansteckungsrisiko ausschalten, aber auch verhindern, dass sich bei ihr physische Erregung einstellte mit Männern, die sie sich hierzu niemals ausgesucht hätte. So verringerte sie das Gefühl der Missbräuchlichkeit, verzichtete aber auch auf „eine ordentliche Portion Spaß“. Sie steuerte jetzt das gesamte Spiel und hatte die Berührungshoheit. Obwohl sie oft teilweise nackt war, durften die Kunden die entsprechenden Körperteile nur ansehen, nicht berühren.

Auch die Angst, Opfer männlicher Gewalt zu werden, hatte deutlich abgenommen. Erst in der Erinnerung kristallisiert sich heraus, wie groß der Anteil der Angst an der Übelkeit gewesen war. Diese Angst scheint ihr heute als stark von der allgemeinen Wahrnehmung, dem „discourse of authority“ (Bourdieu 1991, 111) einer bedroh-

lichen, intrusiven, gewaltsamen männlichen Sexualität geprägt zu sein, deren Neben-Zweck die Steuerung und Beschneidung weiblicher Sexualität ist, was letztlich die Freude beider Geschlechter aneinander einschränkt. Weiter spielte natürlich der allgemein Frauen dämonisierende oder viktimisierende Diskurs über Prostitution eine große Rolle bezüglich des Unwohlseins (vgl. Rivière, 2018, 46).

Ihre Angst vor männlicher Gewalt hatte sukzessive die Angst vor den Behörden abgelöst; die Angst vor dem Freier wurde durch die vor dem System ersetzt. Das lag daran, dass sie sich aus verschiedenen Gründen dagegen entschieden hatte, sich gemäß dem neuen Prostituiertenschutzgesetz als Prostituierte zu melden und daran, dass sie im Sperrbezirk arbeitete. Ihre Situation außerhalb der Legalität machte sie zudem erpressbar, da sie sich im Fall einer Erpressung oder Gewalthandlung nur schwer an die Polizei hätte wenden können (vgl. Rivière, 2018, 36).

Hinzu kam manchmal ein raffiniertes Ausnutzen der Situation von Seiten des devoten Parts. Die Kunden konnten nach ihrer Schilderung aus ihrer untergeordneten Position auch äußert drängend auftreten: Bis in die kleinsten Details wurde eine bestimmte Kleidung (Leder, Schuhe), ein Gadget, eine Handlungsweise gefordert. Die Bitten der devoten Kunden konnten sehr eindringlich und impertinent sein und auch nach wiederholtem Verneinen immer wieder neu formuliert werden. Dem eindringenden Darauf-Bestehen zum Beispiel, dass auch sie selbst unbedingt erregt sein müsse, dass sie ausschließlich Dinge tun sollte, die ihrer Neigung entsprachen, war besonders schwer zu begegnen, denn das war ihrer Ansicht nach einfach nicht Teil des Vertrags Geld-gegen-Leistung, sondern Privatsache. Und zudem eine Sache, die selbst im privaten Bereich nicht gänzlich steuerbar war.

Das Faktische allerdings, das Körperliche, die Fäzes, das Sperma, der Geruch etc. spielten keine Rolle, meinte sie, das war handhabbar und „part of the game“; einfach Grund für die gute Bezahlung. Die Übelkeit war nichts, was an der Oberfläche funktionierte – sie hatte nichts oder kaum etwas mit der körperlichen Seite der jeweiligen Praktiken zu tun. Die eigentliche Aufgabe war das psychische Halten der Situation: Sie war je nach Situation kühl oder heiß, witzig, grausam oder empathisch. Ihre emotionale Präsenz durfte weder in Mitleid noch in Sadismus oder Verachtung kippen.

Und hier spürte meine Klientin nach einigen Gesprächen den Kern der Nausea auf, hier vermutete sie ihre Hauptursache: Wenn sie nämlich den Eindruck hatte, dass sie den Kunden möglicherweise psychisch verletzt hatte, dass tatsächlich etwas Missbräuchliches passiert war, oder dass der „Junge zu lieb, der Mann zu zierlich und ergeben war“, dann ging es ihr nach den Sessions schlecht. Wenn sich also nach dem Treffen bei ihr das Gefühl einstellte, dass „wirklicher Schmerz, wirkliche Erniedrigung und

¹³ Du entkommst dem Gesetz des Vaters nicht so leicht, meine Tochter!

nicht nur ein Spiel“ stattgefunden hatte. Wenn also ihrer subjektiven Empfindung nach der retraumatisierende den reparativen Teil überwog, dann kam die Übelkeit nicht vor, sondern nach den Stunden.

„Einmal habe ich einem Jungen 100 Euro zurück überwiesen, mit dem Argument, es habe sich nicht um wirkliche Dominanz gehandelt. Der zutrauliche und hingebungsvolle Hunde-Blick aus seinen braunen Augen ist mir zu sehr ans Herz gegangen und ich bin das Gefühl nicht los geworden, dass er etwas gesucht und nicht gefunden hat, dass ich etwas falsch gemacht hatte.“

Das klärt möglicherweise die Frage nach dem Haupttabu weiblicher Sexualität, wenn nicht sogar des angenommenen weiblichen Geschlechtscharakters überhaupt: Warum war für meine Klientin genau der Eindruck, einen Kunden verletzt zu haben, am schlimmsten? Warum schreibt auch Gilles Deleuze (2013, 177), dass zwar de Sade sadistisch sei, die Frauen bei Sacher-Masoch jedoch letztlich empathisch, letztlich Teil des masochistischen Universums, letztlich eine Kreatur des devoten Mannes? Ist möglicherweise wirklicher weiblicher Sadismus das größte gesellschaftliche Tabu? Die Künstlerin Giesela Breitling schreibt innerhalb des aufgeheizten differenzfeministischen Diskurses der 1990 Jahre: „Gegen Männer gerichtete sexuelle Gewaltphantasie von Frauen – das läuft auf eine besonders widerwärtige Anpassung an männliche Sexualpraxis heraus.“ Sie führt weiter aus: „Daß weibliche Gewaltphantasie gegenüber Männern erotisch bzw. sexuell intendiert sein soll, [...] ist eine psychologische Unmöglichkeit.“ Und: „daß Frauen auf diese Weise sexuell erregt werden können, dürfte zudem kaum realistisch sein“ (1994, 180f).

Wenn schon weibliche Gewaltphantasien undenkbar sind, wie steht es dann erst um reale Gewalt? Und noch dazu reale Gewalt, gepaart mit sexueller Erregung. Wird meiner Klientin möglicherweise eher schlecht, als dass sie sich zugestehen kann, Freude an der Züchtigung von Männern zu empfinden? Sie berichtete von der großen Überwindung, die sie das Schlagen mit der Hand ins Gesicht eines Kunden gekostet hatte, und dann von ihrem Erstauen, als sie das erste Mal eine reine, klare Freude beim Benützen der Gerte verspürte. „Das war eine enorme Befreiung, von da an war alles anders“, meint sie.

Was ihre eigene Erregung während der Sessions betrifft, schildert die Klientin sie als ein einerseits durch die Kleidung und die partielle Nacktheit des eigenen Körpers hervorgerufenen autoerotisches, andererseits als ein unkontrollierbares Element, das bisweilen plötzlich überraschend stark „da ist“, möglicherweise eine Spiegelreaktion auf die Erregtheit des Kunden. Manchmal schenkt sie dem Kunden dann einen eigenen Höhepunkt, oft enthält sie ihn

aber auch vor. Sie kann nicht sagen, ob die Erregung Ursache des im Anschluss an eine intensive Session bisweilen auftretenden rauschartigen Gefühls ist oder ob dieses von der sexuellen Erregung weitgehend unabhängig oder sogar Folge des Zurückhaltens eines Orgasmus. „Das muss am Ausstoß von Adrenalin, an den Endorphinen liegen“, meint die Klientin.

Das erste Mal, als sie diesen Zustand bemerkte, befand sie sich zufällig nach einem Hausbesuch in einer Kirche aus den 1970er Jahren; einem puristischen Betonbau mit enormen Fenstern direkt in den klarblauen Aprillhimmel. Jemand spielte Bachs Präludium auf der Orgel, sie war ergriffen: „Ich bin wie auf Drogen“, dachte sie plötzlich und zugleich: „Hat mir der Kunde etwas Aufputschendes in den Kaffee getan?“ Jedoch hatte keine der ihr bekannten Substanzen diese Wirkung. Noch nie hatte sie sich so gefühlt wie jetzt. So klar, so präsent, gleichzeitig so jenseitig. „Wenn es einen Gott gibt, dann muss es ein grausamer, ein großer Gott sein“, dachte sie. Der Himmel schien ihr von einem unerbittlichen Blau. Dann beobachtete sie durch das Kirchenfenster das Tanzen der Bäume, den Wind, der sie streichelte.

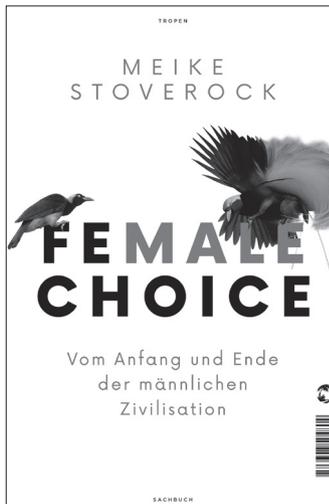
Literatur

- Ahrens, S., 2006. Die paradoxe Grundstruktur des Sadomasochismus. *Z Sexualforsch* 19 (4), 279–308.
- Benjamin, J., 1996. Gleiche Subjekte und doch Liebesobjekte: Identifikatorische Liebe und die Herausbildung geschlechtlicher Identität. In: dies.: *Phantasie und Geschlecht: Psychoanalytische Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz*. Fischer, Frankfurt/M., 13–37.
- Berufsverband sexuelle und erotische Dienstleistungen., 2021. <https://berufsverband-sexarbeit.de/index.php/2021/01/19/eine-problematische-empfehlung-stellungnahme-des-besd-zu-cedaw-statement/>
- Bishoff, D., 2011. Performative Père-Versionen: Masochismus und Fetischismus. *figurationen* 12 (1) Masochismus / Masochism.
- Breiting, G., 1994. Der Kunst-Markt. Ist Kunst ein Freibrief für Pornographie? In: Schwarzer, A. (Hg.). *PorNO. Opfer & Täter. Gegenwehr & Backlash. Verantwortung & Gesetz*. Kiepenheuer & Witsch, Köln, 178–188.
- Bourdieu, P., 1991. *Language and Symbolic Power*. Polity Press, Cambridge.
- Butler, J., 2003. *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Carrellas, B., 2017. *Urban Tantra. Sacred Sex for the Twenty-First century*, Penguin Random House, New York.
- McClintock, A., 1993. *Maid to Order: Commercial Fetishism and Gender Power*. *Social Text*, No. 33, 87–116.
- Deleuze, G., 2013. Sacher-Masoch und der Masochismus. In: Sacher-Masoch, L. v. *Venus im Pelz*. Insel, Frankfurt/M., 163–281.
- Despentes, V., 2006. *King Kong Théorie*. Grasset, Paris.
- Ernulf, K.E., Innala, S.M., 1995. *Sexual bondage: A review and*

- unobtrusive investigation. Arch Sex Behav 24 (6), 631–654. <https://doi.org/10.1007/BF01542185>
- Foucault, M., 1983. Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Freud, S., 1972. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Studienausgabe, Bd. V: Sexualleben. Fischer, Frankfurt/M., 37–134. (EA 1905)
- Freud, S., 1975a. Notiz über den „Wunderblock“, Studienausgabe, Bd. III: Psychologie des Unbewussten. Fischer, Frankfurt/M., 363–369. (EA 1925)
- Freud, S., 1975b. Fetischismus, Studienausgabe, Bd. III: Psychologie des Unbewussten. Fischer, Frankfurt/M., 379–388. (EA 1925)
- Gien, A., 2019. Pornofilme: Der weibliche Blick. Zeit Online. <https://www.zeit.de/zeit-magazin/leben/2019-01/pornofilme-frauenkonsum-anstieg-fantasie/>
- Graul, St., 2019. Pornographie – Befreiungsdiskurs oder Spiegel heteronormer Machtstrukturen? In: Schreiber, H., Hussl, E. (Hg.), *Schöne Aussichten*. Gaismair-Jahrbuch 2019, 127–135.
- Graul, St., 2017. Der Anerkennungskonflikt bei den drei Geschlechtern der Binnizá – eine ethnopschoanalytische Studie. Dissertation. Utz, München.
- Le Soldat, J., 2015. Grund zur Homosexualität. frommann-holzboog, Stuttgart Bad-Cannstatt.
- Masters, W.H.; Johnson, V.E., 1970. Die sexuelle Reaktion. Rowohlt, Reinbek b. Hamburg.
- Parsons, A., 2010. Is the Oedipus Complex Universal? In: LeVine, Robert A. (Hg.). *Psychological Anthropology. A Reader on Self in Culture*. Blackwell, Chichester, 131–154.
- Paz, O., 1974. Das Labyrinth der Einsamkeit. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Pheterson, G., 1996. *The Prostitution Prism*. Amsterdam University Press, Amsterdam.
- Preciado, P.B., 2016. *Testo Junkie. Sex, Drogen und Biopolitik in der Ära der Pharma-pornografie*. B-books, Berlin.
- Rivière, U. de., 2018. *Mein Hurenmanifest. Inside Sex-Business*. Heyne, München.
- Stephani, I., 2017. *Lieb und teuer. Was ich im Puff über das Leben gelernt habe*. Ecowin, Berlin.

Autorin

Dr. Stefanie Graul, Sexualberatung, Kunigundenstraße 59, 80805 München, e-mail: beratung@stefaniegraul.de



Meike Stoverock

Female Choice. Vom Anfang und Ende der männlichen Zivilisation

Klett-Cotta 2021, 352 Seiten, geb., 22 €

Wie Männer sich die Macht über Frauen nahmen und warum das jetzt aufhört

In der Natur kontrollieren Weibchen den Zugang zu Sex. Die Biologie nennt das FEMALE CHOICE. Bis zur Sesshaftwerdung galt das auch für den Menschen. Doch dann schufen die Männer eine Zivilisation unter Ausschluss der Frauen. Doch die finden langsam zu ihrer natürlichen Stärke zurück. Uralte Geschlechterverhältnisse sind endlich in Bewegung. Die Zeit ist reif, das Zusammenleben von Frauen und Männern neu zu denken.

»Wo und wann nahm die Ungleichheit der Geschlechter ihren Anfang? Über dieses Buch wird debattiert und gestritten werden! Das ist gut, denn dann müssen es viele Menschen lesen!« Petra Hartlieb FEMALE CHOICE ist ein Fachterminus aus der Biologie, der die Fortpflanzungsstrategie der allermeisten Lebewesen beschreibt. Hierbei müssen Männchen eine Leistung erbringen, um sich mit einem Weibchen zu paaren. Denn für das Weibchen ist Fortpflanzung viel aufwändiger. Sie ist wählerisch, er anspruchslos. Er geht auf Masse, sie auf Klasse. Er konkurriert, sie entscheidet. Doch im Laufe der Geschichte unserer Zivilisation hatten die Frauen bisher kaum eine Wahl. Mit der Landwirtschaft wurden die Menschen sesshaft und die Frauen aus der Öffentlichkeit ins private Heim gedrängt. Erst seit – evolutionsbiologisch – sehr kurzer Zeit können Frauen die Welt mitgestalten. Und nun gerät die männliche Ordnung ins Wanken. Überall formiert sich männlicher, zum Teil gewaltbereiter Widerstand. Was nun? Klug, provokant und anschaulich beschreibt Meike Stoverock nicht nur, wo die Menschheit vor über 10 000 Jahren falsch abgelenkt ist, sondern auch, was sich ändern muss, damit Männer und Frauen eine gemeinsame Zukunft haben.

Sexualität in der Partnerschaft älterer Paare

Stefan Herbert, Reinhard Drobetz

Sexuality in Partnerships of Older Couples

Abstract

In this online study, 174 study participants living in Germany who were 60 years of age or older and who had been in a steady relationship for at least six months were asked about their sexuality. The participants generally expressed a high level of satisfaction with their relationship as well as with their age. Conflict stress with their partner was assessed as low; sexuality was assigned a subordinate role. The authors discuss this issue under the aspect of partnership-based conflictuality and compare their results with those of other studies. In conclusion, the article weighs the benefits of therapy for older couples.

Keywords: Sexuality, Relationship, Older couples, Online study, Couples therapy

Zusammenfassung

Im Rahmen einer Online-Studie wurden 174 in Deutschland lebende Personen, die 60 Jahre alt und älter waren und seit mindestens einem halben Jahr in einer festen Beziehung lebten, zu ihrer Sexualität befragt. Die Probanden zeichneten sich generell durch eine hohe Zufriedenheit mit ihrer Partnerschaft sowie mit ihrem Lebensalter aus. Die Konfliktbelastung wurde als gering eingeschätzt, der Sexualität wurde eine untergeordnete Bedeutung zugesprochen. Dieser letzte Sachverhalt wird unter dem Aspekt partnerschaftlicher Konflikthaftigkeit mit den Resultaten anderer Studien verglichen. Als Fazit wird ein therapeutischer Ausblick formuliert.

Schlüsselwörter: Sexualität, Beziehung, ältere Paare, Online-Studie, Paartherapie

Sexualität und Partnerschaft bei älteren Paaren

Sexualität kann über die gesamte Lebensspanne eines Menschen hinweg als ein essentieller Faktor gelten, mit dem das Bedürfnis nach Nähe, Akzeptanz und Geborgenheit sowie zwischenmenschlicher Intimität befriedigt werden kann, so dass ihr hinsichtlich der allgemeinen Lebenszufriedenheit ein wesentlicher Stellenwert zukommt (Berberich, 2015; Bucher, 2009). Biologisch bedingt wandelt sich die menschliche Sexualität zwar im Verlauf der Lebens-

jahre, ein sexuelles Interesse und der damit verbundene Wunsch, dies auszuleben, bleibt jedoch auch bei älteren Menschen erhalten, zumal die für die sexuelle Interaktion wichtige neurobiologische Gehirnstruktur der Amygdala von Alterungsprozessen zuletzt betroffen zu sein scheint (Berberich, 2015).

Ungeachtet dessen, dass auch mit steigendem Lebensalter und längerer Beziehungsdauer Sexualität, körperliche Interaktion und Intimität nach wie vor relevant bleiben (Burkart, 2016), wird älteren Menschen ihre Sexualität oftmals abgesprochen oder gar tabuisiert. Das Alter wird überwiegend mit „asexuell“ assoziiert (Merbach et al., 2004), auch wenn gegenüber früheren Kohorten intime Beziehungen im fortgeschrittenen Lebensalter inzwischen einen höheren Stellenwert haben (Weusthoff, 2011).

Warum Menschen im höheren Lebensalter oftmals Asexualität zugeschrieben wird, lässt sich wie folgt verstehen: Erstens, sie wurden vor der sog. sexuellen Revolution sozialisiert, in einer Zeit also, in der eine offene Kommunikation über Sexualität und sexuelle Bedürfnisse tabuisierter war, was zum Bild eines primär „asexuellen Alters“ beitrug. Zweitens, gemäß der sog. Defizithypothese des Alters, die einen somatischen und psychischen Funktionsabbau postuliert, würden ältere Menschen Sexualität und Intimität weniger bis gar nicht mehr benötigen. Drittens, die Zuschreibungen negativer Altersstereotypen bewirken, dass ältere Menschen sich entgegen ihrem subjektiven Empfinden eher als asexuell beschreiben, um sozial erwünschte Normen zu erfüllen (Aigner, 2013).

Empirische Forschungen zu Vorstellungen und Wünschen älterer Menschen zeigen hingegen andere Ergebnisse: Zwei Drittel der 61- bis 70-Jährigen und ein Drittel der über 70-Jährigen geben an, sexuell aktiv zu sein. Die Generationen der Mitte 50-Jährigen bis Mitte 60-Jährigen beschreibt sogar eine höhere sexuelle Aktivität verglichen mit den 18- bis 25-Jährigen (Merbach et al., 2004), deren Koitusfrequenz sich bereits nach einigen Partnerschaftsjahren reduziert. Daher kann die Beziehungsdauer und nicht das Lebensalter an sich als eigentlicher Indikator des sexuellen Aktivitätsgrades gelten. Ältere Menschen, die eine neue Partnerschaft eingehen, weisen eine vergleichsweise höhere sexuelle Aktivität auf als jüngere Paare (Aigner, 2013).

Rolle und Bedeutung von Sexualität bei älteren Menschen ist in verschiedenen Studien untersucht worden: So sind bspw. gesellschaftliche und populärwissenschaftliche Annahmen bestätigt worden, nach denen Sexualität für Männer in allen Lebensaltern einen deutlich höheren Stellenwert hat.

lenwert besitzt als für Frauen. Ferner ist bei älteren Männern das sexuelle Interesse noch stärker ausgeprägt als bei älteren Frauen (von Sydow, 1994; Bucher et al., 2003; Beutel et al., 2009). Für den Zusammenhang zwischen Depression, Gesundheitszustand und sexueller Zufriedenheit älterer Paare haben Scott und Mitarbeiter (2012) festgestellt, dass Kommunikation in diesem Kontext als ein zentraler Mediator für eine sexuelle Zufriedenheit gelten kann, was für beide Geschlechter zutrifft. Trudel und Mitarbeiter (2010) konnten mit ihrer Untersuchung zu psychischer, partnerschaftlicher und sexueller Funktion und (De-)Stabilität belegen, dass ältere Paare, die ein geringes Maß an partnerschaftlicher Zufriedenheit beschrieben, mehr als doppelt so häufig über psychische Probleme und Stressoren in der Beziehung klagten. Höhere partnerschaftliche Zufriedenheit korrelierte hingegen mit höherer sexueller Zufriedenheit. Von Sydow (2009, vertiefend Beutel et al., 2009) benennen folgende Problemkonstellationen, die mit zunehmendem Alter auftreten können, unabhängig davon, ob man sich in einer Partnerschaft befindet oder alleinstehend ist:

1. Mangel an Zärtlichkeit und sexuellem Kontakt, obwohl der Wunsch danach vorhanden ist (gilt für beide Geschlechter);
2. Fehlendes Wissen der älteren Generation über die eigene und allgemeine Sexualität sowie über Möglichkeiten, mit körperlich-sexuellen, altersbedingten Beeinträchtigungen (z.B. mit abnehmender Potenz, veränderter Libido, unzureichender Lubrikation) umzugehen;
3. Unzureichende Unterstützung und proaktive medizinische Hilfe bei sexuellen Problemen durch die behandelnden (Haus-)Ärzte aufgrund mangelnder offener, professioneller Gesprächskultur;
4. Wenig bis keine Nutzung von Präventions- und Interventionstechniken bei sexuellen Störungen – aus pharmakologischer oder psychotherapeutischer Perspektive.

Methodik und Forschungsfragen

Die nachfolgend vorgestellte Studie fokussierte darauf, ob und inwieweit bei älteren Paaren Sexualität von zentraler Bedeutung ist, sie ein mögliches Konfliktfeld in der Beziehung darstellt und ob sie als wesentlicher Zufriedenheitsfaktor innerhalb der Partnerschaft bewertet wird. Unter Berücksichtigung bisheriger Studienbefunde wurde für Partnerschaften angenommen, dass ältere Partner der Sexualität einen höheren Stellenwert beimessen als ältere Partnerinnen.

Fragebogen

Der eingesetzte Fragebogen setzte sich aus insgesamt 41 Fragen zusammen. Überwiegend wurden geschlossene Fragen mit Antwortzwang genutzt; zur ungestützten, freien Äußerung bzw. Kommentarabgabe wurden sechs offene Fragen integriert. Mittels der Befragungssoftware *Confermit* erfolgte die Programmierung des Fragebogens für den Online-Einsatz. Zur Erfassung der Partnerschaftsqualität wurde der *Partnerschaftsbogen von Hahlweg* (2016) in der Kurzform (PFB-K) der 2. überarbeiteten Auflage verwendet.

Datenerhebung

Zwischen August und September 2018 wurden insgesamt 200 Online-Befragungen durchgeführt. Als Befragungsteilnehmer wurden ältere, deutschsprachige Personen, die nach eigener Aussage in einer heterosexuellen Partnerschaft von mindestens sechs Monaten Dauer lebten und bei denen jeder der Partner mindestens 60 Jahre alt war, als Befragungsteilnehmer eingeladen. Nach oben war keine Altersbeschränkung vorgegeben. Aufgrund mangelnder Datenqualität durch zu geringe Bearbeitungszeit und der zuvor definierten Ausschlusskriterien (ungenügende Länge der geführten Beziehung und schlechter Gesundheitszustand) mussten zwecks des Vermeidens von Verzerrungseffekten 26 Studienteilnahmen ausgeschlossen werden, so dass 174 Befragungen als Datengrundlage in die Analyse aufgenommen werden konnten.

Die durchschnittliche Bearbeitungszeit des Fragebogens betrug 13,5 Minuten ($SD = 5,58$, $Minimum = 4,76$ Minuten, $Maximum = 45,35$ Minuten).

Datenanalyse

Die Datenaufbereitung und -analyse erfolgte mit *SPSS (Statistical Package for the Social Sciences)* Version 24. Vor den eigentlichen Berechnungen erfolgte die Plausibilitäts- und Vollständigkeitsüberprüfung der gewonnenen Daten. Die Reliabilitätsanalyse der Daten zeigte einen Wert von Cronbachs $\alpha = 0,86$. Die interne Konsistenz der Stichprobe kann daher als gut bis sehr gut bezeichnet werden.

In der Datenauswertung fanden sowohl deskriptive als auch inferenzstatistische Verfahren Anwendung. Fokussiert wurde dabei v.a. auf Unterschiede zwischen den Geschlechtern sowie auf die festgelegten Alterskohorten „60 bis 69 Jahre“ und „ab 70 Jahre“. Inferenzstatistische Verfahren wie Mann-Whitney-U-Tests, Korrelationsanalysen nach Spearman, t-Tests, Chi²-Tests und partielle

Korrelationen dienten der Analyse der Daten und Hypothesenüberprüfung.

Die Normalverteilung der untersuchten Stichprobe kann nach den Kriterien von Bortz und Döring (2006) als gegeben betrachtet werden, da bei Stichproben von $n > 30$ die Normalverteilung gewahrt ist. Bei der Interpretation aller Ergebnisse wurde eine maximal zulässige Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 % angesetzt; Ergebnisse mit $p < 0,05$ wurden als signifikant ausgewiesen.

Stichprobenbeschreibung

Die Gesamtstichprobe setzte sich aus 174 Studienteilnehmern zusammen. 98 % der Befragten waren deutscher Nationalität, mitgemacht haben auch eine ukrainisch-stämmige Teilnehmerin sowie ein russisch-, ein österreichisch- und ein US-amerikanisch-stämmiger Teilnehmer. Alle befragten Personen befanden sich in einer heterosexuellen, verheirateten Partnerschaft und lebten jeweils mit dem Partner bzw. der Partnerin seit mindestens sechs Monaten in einem gemeinsamen Haushalt zusammen.

Die Geschlechterverteilung war annähernd gleich, da die Stichprobe aus 49 % weiblichen und 51 % männlichen Befragten bestand. Die Altersspanne reichte von 60 bis 90 Jahren. Die Aufteilung der Alterskohorten aufgrund der Fallzahlen kann als ausbalanciert beschrieben werden. Im Mittel waren die Teilnehmer 69,22 Jahre alt ($SD = 5,48$). Bei der Gruppe der 60 bis 69-Jährigen betrug der Mittelwert 64,79 Jahre ($SD = 2,80$), bei der Gruppe der ab 70-Jährigen 73,53 ($SD = 3,89$). Die prozentual größte Gruppe stellte mit 26,4 % der Befragten die Altersspanne von 69 bis 71 Jahren dar.

Die Dauer der Ehe betrug bei 76,4 % der Studienteilnehmer mehr als 30 Jahre. Die Mehrheit der Probanden befand sich somit in einer sehr lang andauernden Partnerschaft mit entsprechender Partnerschaftserfahrung und wenig Partnerwechsel. Hinsichtlich der Anzahl der bisherigen Partnerschaften gaben 26 % der Befragten an, früher bereits in zwei oder drei Partnerschaften gelebt zu haben ($M = 1,57$; $SD = 1,75$), wobei das Kriterium „Partnerschaft als Beziehung“ mit einer Dauer von mindestens sechs Monaten festgelegt wurde. 60 % der Befragten erklärten, in keiner oder nur in einer festen Partnerschaft gewesen zu sein, während ca. 30 % der Teilnehmer die aktuell geführte Partnerschaft als die bislang einzige angaben (d.h. zuvor keine Partnerschaft von mindestens 6 Monaten geführt hatten).

Die jüngere Alterskohorte verfügte im Vergleich zur älteren Gruppe über unwesentlich höhere Erfahrungswerte an Partnerschaften: 29,9 % der jüngeren Kohorte und 22,1 % der älteren Kohorte hatten zwei oder drei Partnerschaften; 17,4 % der Männer und 7 % der Frauen hatten

vier oder mehr Partnerschaften (mit einer Dauer von mindestens sechs Monaten).

Die Wohnsituation war bei fast 90 % der Teilnehmer durch das Zusammenleben ohne Kinder im gemeinsamen Haushalt geprägt. Lediglich 10 % der Studienteilnehmer gaben an, dass bei ihnen noch Kinder über 18 Jahren lebten; Kinder unter 18 Jahren lebten nur noch bei 1 % der Probanden. 40 % Prozent der Befragten gaben an, im großstädtischen (deutschen) Raum, also in Städten mit mindestens 50.000 Einwohnern, zu leben.

Hinsichtlich des Bildungsstatus ist festzuhalten, dass die größte Gruppe der Teilnehmer, unabhängig vom Alter und Geschlecht, über einen mittleren Bildungsabschluss (42 %) verfügte, während 26 % einen Hochschulabschluss aufwiesen. 53 % der Männer und 32 % der Frauen hatten Abitur, Fachhochschul- oder Hochschulabschluss.

Bzgl. des Haushaltsnettoeinkommens lagen 54 % der Befragten im mittleren Einkommensbereich (zwischen 2000 bis 3499 € netto pro Monat).

Studienergebnisse

53 % der Befragten gaben an, dass „Sex/Erotik“ ein relevantes Konfliktthema in der Beziehung (gewesen) sei. Im Vergleich zu den anderen abgefragten Konfliktthemen, steht „Sex/Erotik“ in der Relevanz jedoch an letzter Stelle. Gestützt wird dieses Bild auch durch die offene Abfrage von belastenden Partnerschaftsthemen, bei der die eigene Sexualität kaum eine Rolle spielte (3 %).

Weiteren Aufschluss über die Bedeutung von Sexualität ermöglichen die Einstellungsstatements, die ebenfalls im Fragebogen erhoben wurden (vgl. Tab. 1). 71 % der Probanden berichteten, mit der Häufigkeit bzw. Frequenz des Auslebens ihrer gemeinsamen Sexualität zufrieden zu sein. 82 % der Teilnehmer gaben an, dass es ihnen leichtfalle, dem Partner nahe zu kommen. Für rund sechs von zehn Befragten war Sexualität in ihrer Beziehung sehr wichtig.

Bei der Bewertung der „Sexualitäts-Items“ zeigen sich allerdings teils recht deutliche, signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern, wobei es zwischen den beiden untersuchten Alterskohorten keine signifikanten Unterschiede gibt.

Bei der offenen Frage „Gründe für eine gut funktionierende Partnerschaft“ fällt auf, dass nur 3 % der Befragten Sexualität als ausschlaggebend für eine gut funktionierende Partnerschaft im Alter spontan in den Sinn gekommen ist bzw. sie dies unmittelbar genannt haben. Bei der direkten Frage „Mir ist Sexualität insgesamt sehr wichtig“ entschieden sich jedoch 57 % der Befragten für „trifft genau zu“ oder für „trifft eher zu“.

Tab. 1: Gesamtergebnisse der Items der Sexualität

	Insgesamt (%) <i>n</i> = 174	60 bis 69 Jahre (%) <i>n</i> = 87	70 Jahre und älter (%) <i>n</i> = 87	männlich (%) <i>n</i> = 88	weiblich (%) <i>n</i> = 86
Mir fällt es leicht, meinem Partner nahe zu kommen	82	80	83	81	83
Die Häufigkeit, in der ich gemeinsam mit meinem Partner Sexualität auslebe, entspricht meinen Bedürfnissen	71	70	71	63	79
Unsere Partnerschaft ist für mich sexuell sehr zufriedenstellend	67	64	69	58	76
Ich kann mit meinem Partner offen über Sexualität bzw. sexuelle Bedürfnisse sprechen	64	61	68	61	67
Mir ist Sexualität insgesamt sehr wichtig	57	56	57	68	45
Inwieweit treffen die folgenden Aussagen auf Sie bzw. auf Ihre derzeitige Partnerschaft zu? (1 = „trifft gar nicht zu“, 2 = „trifft eher nicht zu“, 3 = „trifft eher zu“, 4 = „trifft genau zu“)					

Tab. 2: Zusammenhänge zwischen den Items Sexualität und Zufriedenheit mit der Partnerschaft allgemein

	<i>n</i>	Korrelationskoeffizient	Signifikanz (<i>p</i> *)
Mir fällt es leicht, meinem Partner nahe zu kommen	174	-0,64	0,00
Die Häufigkeit, in der ich gemeinsam mit meinem Partner Sexualität auslebe, entspricht meinen Bedürfnissen	174	-0,49	0,00
Unsere Partnerschaft ist für mich sexuell sehr zufriedenstellend	174	-0,56	0,00
Ich kann mit meinem Partner offen über Sexualität bzw. sexuelle Bedürfnisse sprechen	174	-0,62	0,00
Mir ist Sexualität insgesamt sehr wichtig	174	-0,09	0,26
* Signifikanzniveau: $p < 0,05$			

Um zu untersuchen, ob Sexualität in der Partnerschaft neben ihrer Wichtigkeit auch einen wesentlichen Zufriedenheitsfaktor für die Beziehung darstellt, wurden Korrelationen (Rangkorrelationen nach Spearman) zwischen den einzelnen Aussagen der Items „Sexualität“ und der Variable „Glückliche Partnerschaft“ berechnet; die Ergebnisse sind in Tab. 2 dargestellt.

Die Datenauswertung zeigt zwischen allen Items (mit Ausnahme der Aussage zur Wichtigkeit der Sexualität) und der Einschätzung über die glückliche Partnerschaft einen statistisch signifikanten, hohen Zusammenhang. Anzumerken ist, dass es sich um einen gegenläufigen Zusammenhang handelt. Das bedeutet konkret, dass hohe Zustimmung zu den Items der Sexualität (siehe Tab. 2) mit hohen Werten bzgl. der Einschätzung einer glücklichen Partnerschaft einhergehen und umgekehrt. Hohe Zustimmung zur Nähe zum Partner, zur Offenheit in der Sexualität, zur Zufriedenheit und Bedürfnisbefriedigung in der Sexualität sind also mit hohen Werten zur Einschätzung einer glücklichen Partnerschaft assoziiert.

Bezüglich des Geschlechterunterschieds in der Relevanz der Sexualität zeigen die deskriptiven Ergebnisse in Tab. 2, dass deutlich mehr Männer (68 %) der Aussage „Mir ist Sexualität insgesamt sehr wichtig“ als Frauen (45 %) zustimmten. Der Whitney-U-Test wurde zur Prüfung der Nullhypothese herangezogen. Die Voraussetzungen für dieses nichtparametrische Verfahren waren gegeben, da die abhängige Variable ordinalskaliert ist.

Tab. 3 zeigt, dass sich die mittleren Ränge und auch die Mediane der beiden Gruppen unterscheiden. Das Ergebnis ist mit $p = 0,00$ auf dem 1 %-Niveau signifikant. Zwischen Frauen und Männern der Stichprobe besteht also ein statistisch signifikanter Unterschied in der Bedeutung, die der Sexualität in einer Partnerschaft beigegeben wird: Sexualität war somit für ältere Männer von größerer Relevanz als für ältere Frauen.

Die Einschätzung von „Sex/Erotik“ als Konfliktthema in der Beziehung unterscheidet nur geringfügig zwischen den Geschlechtern: 50 % der Frauen gaben an, dass Konflikte über „Sex/Erotik“ in ihrer Beziehung eine (große) Rolle spielen/gespielt haben, bei den Männern waren es

Tab. 3: Ergebnisse des Gruppenvergleichs zwischen Männern und Frauen bezüglich der Bedeutung der Sexualität

	<i>n</i>	Median	Mittlerer Rang	Rangsumme	MannWhitney-U	Signifikanz (<i>p</i> *)
männlich	88	3,00	99,81	8783,00	2701,00	00,00
weiblich	86	2,00	74,91	6442,00		
Gesamt	174					

* Signifikanzniveau: $p < 0,05$

Tab. 4: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Sexualität

		<i>n</i>	Mittlerer Ränge	MannWhitney-U	Signifikanz (<i>p</i> *)
Mir fällt es leicht, meinem Partner nahe zu kommen	männlich	88	85,39	3598,00	0,54
	weiblich	86	89,66		
Die Häufigkeit, in der ich gemeinsam mit meinem Partner Sexualität auslebe, entspricht meinen Bedürfnissen	männlich	88	80,10	3133,00	0,04
	weiblich	86	95,07		
Unsere Partnerschaft ist für mich sexuell sehr zufriedenstellend	männlich	88	80,06	3129,50	0,04
	weiblich	86	95,11		
Ich kann mit meinem Partner offen über Sexualität bzw. sexuelle Bedürfnisse sprechen	männlich	88	85,92	3645,00	0,67
	weiblich	86	89,12		
Mir ist Sexualität insgesamt sehr wichtig	männlich	88	99,81	2701,00	0,00
	weiblich	86	74,91		

* Signifikanzniveau: $p < 0,05$

mit 56 % nur geringfügig mehr. Die Datenanalyse mit Hilfe des Mann-Whitney-U-Tests lieferte kein statistisch signifikantes Ergebnis ($U = 3655,50$, $p = 0,69$). Auch wenn älteren Männern die Sexualität in ihrer Beziehung wichtiger war als älteren Frauen, so scheinen sie „Sex/Erotik“ als Konfliktthema dennoch keine größere Rolle beizumessen als dies Frauen tun.

Wie gestaltet sich der Zusammenhang bei Männern versus Frauen hinsichtlich der Zufriedenheit mit der Sexualität in ihrer Partnerschaft? Liegen diesbezüglich geschlechtsspezifische Unterschiede vor? In Tab. 1 ist abzulesen, dass es Unterschiede zwischen Männern und Frauen hinsichtlich der Häufigkeit der sexuellen Kontakte und der Einschätzung, ob die Beziehung sexuell zufriedenstellend sei, gab. Während 63 % der Männer angaben, die Häufigkeit der sexuellen Kontakte entspräche ihren Bedürfnissen, waren es 79 % bei den Frauen. 58 % der Männer bewerteten die eigene Beziehung als sexuell zufriedenstellend, bei den Frauen waren es hingegen 76 %. Die berechneten Mann-Whitney-U-Tests demonstrieren, dass sich dieses Ergebnis auch auf die Grundgesamtheit übertragen lässt (vgl. Tab. 4.)

Statistisch signifikante Unterschiede ($p < 0,05$) zwischen Männern und Frauen sind der Tab. 4 zu entnehmen: Zusätzlich zu dem bereits genannten Unterschied im Item „Mir ist Sexualität sehr wichtig“ zeigten sich auch bei den Items „Die Häufigkeit, in der ich gemeinsam mit

meinem Partner Sexualität auslebe, entspricht meinen Bedürfnissen“ und „Unsere Partnerschaft ist für mich sexuell sehr zufriedenstellend“ Differenzen. Keine statistisch relevanten Unterschiede zwischen älteren Männern und Frauen gibt es dagegen bei der Fähigkeit, dem Partner nahe zu kommen und mit diesem offen über Sexualität und sexuelle Bedürfnisse zu sprechen.

Zur Frage, ob für diejenigen, für die die Sexualität nicht zufriedenstellend war bzw. für diejenigen, die Sex als wichtig ansahen, das Thema ein stärkeres Konfliktfeld war als für die übrigen Befragten, wurden mit den Variablen „Rolle von Sex/Erotik als Konfliktthema“ und den Einstellungssitems zur Sexualität Rangkorrelationen nach Spearman berechnet. Die Voraussetzungen für dieses Verfahren sind gegeben, da beide Variablen ordinalskaliert sind. Laut den Ergebnissen in Tab. 5 besteht bei den meisten Items kein signifikanter Zusammenhang.

Der entscheidende Faktor ist vielmehr die Wichtigkeit der Sexualität. Hier zeigt sich auf dem 1 %-Niveau ein signifikanter Zusammenhang: Die persönliche Wichtigkeit von Sexualität hängt signifikant mit der wahrgenommenen Rolle von „Sex/Erotik“ als Konfliktthema zusammen. Es handelt sich hierbei um einen mittelstarken gleichgerichteten Zusammenhang. Das bedeutet, dass eine hohe Wichtigkeit von Sexualität mit einer wahrgenommenen hohen Bedeutung von „Sex/Erotik“ als Konfliktfeld einhergeht.

Tab. 5: Zusammenhänge zwischen den Items Sexualität und Rolle von Sex/Erotik als Konfliktthema

	<i>n</i>	Korrelationskoeffizient	Signifikanz (<i>p</i> *)
Mir fällt es leicht, meinem Partner nahe zu kommen	174	-0,05	0,53
Die Häufigkeit, in der ich gemeinsam mit meinem Partner Sexualität auslebe, entspricht meinen Bedürfnissen	174	-0,14	0,07
Unsere Partnerschaft ist für mich sexuell sehr zufriedenstellend	174	-0,02	0,85
Ich kann mit meinem Partner offen über Sexualität bzw. sexuelle Bedürfnisse sprechen	174	-0,05	0,51
Mir ist Sexualität insgesamt sehr wichtig	174	0,37	0,00

* Signifikanzniveau: $p < 0,05$

Diskussion

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie zu Konflikten innerhalb der Paardyade zeigen, dass sich die Teilnehmer als eher gering konfliktbelastet innerhalb der Beziehung einschätzten, da 75% der Befragten angaben, dass es sehr selten Konflikte in der aktuellen Beziehung gäbe. Dies ist in Übereinstimmung mit bisherigen Forschungsbefunden zu den emotionalen Faktoren und Konfliktfeldern in langjährigen Ehen und Partnerschaften. Belegt wird ebenfalls, dass bei Zweidrittel bis Dreiviertel von langjährig verheirateten Paaren von einer hohen Zufriedenheit in der Beziehung auszugehen ist (von Sydow, 1997).

Wenn Konflikte in der Partnerschaft auftreten, so treffen sie den Studienresultaten zufolge Themenfelder wie gemeinsame Aktivitäten/Zeit, Liebe und Zuneigung, Gesprächsverhalten. Vergleicht man dieses Ergebnis mit der derzeit größten deutschen Langzeitstudie zu Konflikten in Partnerschaften, in der von 2005 bis 2016 mehr als 220.000 Männer und Frauen im Alter von 20 bis 69 Jahren befragt wurden (Beer, 2016), so sind die Bereiche, die zu Unzufriedenheit und Dissens in der Partnerschaft führen können, nahezu deckungsgleich. Daraus kann gefolgert werden, dass potentielle Konfliktfelder in Partnerschaften im Verlauf der Paar-Lebensspanne konstant bestehen bleiben. Was also in jüngeren Lebensabschnitten Anlass für Paarkonflikte ist, macht auch vor dem hohen Lebensalter nicht Halt.

Bei älteren Paaren ist Sexualität von zentraler Bedeutung, stellt ein mögliches Konfliktfeld in der Beziehung dar und wird als wesentlicher Zufriedenheitsfaktor innerhalb der Partnerschaft bewertet (Riehl-Emde & Bruder, 2009). Davon scheint sich die vorliegende Studie abzuheben. Diese belegt zwar nicht, dass Sexualität an sich unwichtig ist, doch sie stellt eher selten einen Konfliktanlass dar, während die genannte Langzeitstudie dies als dritthäufigstes Beziehungsproblem nennt. Dies ist insofern plausibel, als in dieser Erhebung auch junge Personen und Personen mittleren Alters befragt wurden, die der Sexualität vermutlich eine höhere Bedeutung beimessen

als die älteren Studienteilnehmer. Ein bestimmter Anteil älterer Menschen ist sexuell nicht mehr aktiv bzw. sogar diesbezüglich desinteressiert, beschreibt sich in der Partnerschaft aber dennoch als glücklich (von Sydow, 1994; 1997). Gerade in langjährigen Beziehungen nimmt die sexuelle Frequenz und Aktivität ab, wobei sich der Stellenwert der Sexualität verschiebt und innerhalb der gemeinsam prägenden Lebensfaktoren an Bedeutung verlieren kann, weil anderen Aspekten schlichtweg mehr Relevanz beigemessen wird (Zeiss & Burri, 2015; von Sydow & Seiferth, 2015).

Ein nicht zu unterschätzendes partnerschaftliches Konfliktfeld liegt in der (gegenseitigen) emotionalen Verletzung, die hinsichtlich des Sexuellen stets gegeben ist. Dieses Risiko scheuen gerade ältere Menschen besonders, weil der Stellenwert der Sexualität mitunter abnimmt (Bruder & Riehl-Emde, 2006). Dieses Vermeidungsverhalten könnte, neben der abnehmenden Bedeutung des Sexuellen das Spektrum der Konfliktbereiche einschränken.

Zusätzlich konnte die Studie bisherige Befunde bestätigen (von Sydow, 1994; Bucher et al., 2003; Beutel et al., 2009), nach denen Sexualität für ältere Männer deutlich wichtiger ist als für ältere Frauen und auch im Alter das sexuelle Interesse bei Männern stärker ausgeprägt ist als bei Frauen. Dennoch scheinen Männer gleichermaßen wie Frauen „Sex/Erotik“ als mögliches Konfliktfeld keine größere Bedeutung beizumessen, d.h. es lässt sich keine höhere Konflikthaftigkeit belegen, wenn in Partnerschaften Sexualität nicht zufriedenstellend erlebt wird, Partner sich nicht nahekommen, über sexuelle Bedürfnisse nicht gesprochen wird oder die Häufigkeit der sexuellen Kontakte nicht den jeweiligen Bedürfnissen entspricht.

So kann hinsichtlich der Ergebnisse postuliert werden, dass Sexualität für ältere Menschen durchaus wichtig ist und es einen Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Partnerschaft und der Zufriedenheit mit der Häufigkeit sexueller Kontakte gibt. Die Fähigkeit, in der Partnerschaft Nähe aufzubauen und über Sexualität zu sprechen, ist ebenfalls mit dem eingeschätzten Glück in

der eigenen Beziehung assoziiert. Allerdings scheint hinsichtlich möglichen Konfliktpotentials der Bereich „Sex/ Erotik“ eher von nachgelagerter Bedeutung zu sein.

In diesem Sinne stellen von Sydow und Seiferth (2015) auch Uneinheitlichkeit und Widersprüche fest: Es gibt Befunde, die zeigen, dass sexuelle Unzufriedenheit zu Partnerschaftskonflikten führt, während andere Befunde zeigen, dass es leidenschaftlichen Sex bei konfliktbelasteten Paaren gibt und es glückliche und zufriedene Paare gibt, die keine Sexualität mehr miteinander praktizieren. Diese interindividuellen Unterschiede können durch unterschiedlich verlaufende Sexualbiografien, subjektiv verinnerlichte Wert- und Normenvorstellungen und kulturelle Prägungen erklärt werden (Vogt, 2009). Als kontrovers gilt auch, ob in Langzeitbeziehungen das vertraute Miteinander eher zu abnehmender Sexualität und Lustlosigkeit in der Beziehung führt oder aber – entsprechend der Bindungstheorie – eine sicher-gebundene, langandauernde Bindung zu befriedigenderer, intakter Sexualität führt (Roesler, 2016).

Die Online-Studienteilnahme erforderte das Vorhandensein einer mindestens seit sechs Monaten bestehenden Partnerschaft. Die Beziehungslänge, die gegebene Verbindlichkeit und der gemeinsame Lebensmittelpunkt könnten möglicherweise bedingen, dass die Ergebnisse anders ausfallen als in einer deutlich kürzeren Partnerschaft, bei getrennten Haushalten und da dadurch eine andere Lebensgestaltung und andere Dimension der Nähe gegeben ist. Anzumerken ist, dass die gemeinsame Wohnsituation als stabilisierender Faktor in der Beziehung eine noch stärkere Bedeutung zugeschrieben wird als einer gemeinsamen Elternschaft (Fookan & Lind, 1997; Schrödter, 2010). Hinsichtlich der Wichtigkeit und Relevanz der Sexualität in der Partnerschaft älterer Partner, könnte eine deutlich kürzere Beziehungsdauer möglicherweise andere Ergebnisse liefern, da der Stellenwert der Sexualität innerhalb einer Beziehung in direktem Zusammenhang zur Beziehungsdauer und nicht alleine zum Lebensalter steht (von Sydow & Seiferth, 2015). Bisherige Befunde zeigen, dass die Abnahme der Sexualität in Langzeitpartnerschaften ein beziehungsimmanenter Prozess ist (Bucher et al., 2003; Riehl-Emde, 2003). Demzufolge wäre ein zusätzlicher Kohortenvergleich unter älteren Probanden mit entsprechend differenzierter Beziehungsdauer erforderlich, den die vorliegende Querschnittsstudie nicht berücksichtigen konnte.

Therapeutischer Ausblick

Vorliegende Studie versucht eine Lücke im Forschungsbereich der Sexualität älterer Paare zu schließen, zumal Sexualität im Alter ein bislang vernachlässigtes Forschungs- und Behandlungsgebiet ist. Bei ca. 25% der psychotherapeutischen Behandlungen im Alter wird auf sexuelle Probleme im Rahmen einer sich verändernden Sexualität fokussiert (Riehl-Emde, 2006). Anzunehmen ist, dass der Bedarf mitunter höher ist, was die Berücksichtigung und das direkte Nachfragen dieses potentiellen Konfliktbereichs (z.B. im Zuge einer Paar-Sexualanamnese) unterstreicht. Insgesamt ist Sexualität in Altersbeziehungen ein mehrdimensionales Konstrukt (Zeiss & Burri, 2015), welches auch entsprechend der vorliegenden Studie als differenziert zu bewerten gilt.

Bei älteren Paaren, die in einer Phase des Umbruchs sind (z.B. durch den Eintritt in den Ruhestand eines oder beider Partner), können psychotherapeutische Interventionen zur Verbesserung der Partnerschaft generell und der Sexualität im Besonderen beitragen und durch eine Neudefinierung der Beziehungsrollen insgesamt stabilisierend auf die Beziehung wirken (vgl. Trudel et al., 2010). Jedoch wird die Wichtigkeit der miteinander gelebten Sexualität in langjährigen Beziehungen älterer Paare möglicherweise überschätzt. Bei älteren Menschen scheint Zufriedenheit mit der Partnerschaft mit einer zufriedenstellenden Sexualität zusammenzuhängen (und umgekehrt). Daraus lässt sich aber nicht ableiten, dass fehlende oder eine nicht zufriedenstellend erlebte Sexualität in einer unglücklichen Partnerschaft resultiert, zumal mehrere biopsychosoziale Faktoren zu einer (hohen) Zufriedenheit in einer Partnerschaft führen oder diese konterkarieren. Beispielsweise könnten Humor und Gelassenheit (bezüglich des Themas Sexualität) in langjährigen Beziehungen abwesende Sexualität wettmachen, da von beiden Partnern wahrgenommener und beziehungsbezogener (relationaler) Humor mit hoher Beziehungszufriedenheit korreliert (und umgekehrt) (Hall, 2017). In der Beratung und Behandlung älterer Paare sollte daher neben der Sexualität und Intimität primär die Beziehungszufriedenheit berücksichtigt werden, um damit einhergehend psychische Belastungen und Altersdepressionen zu reduzieren oder präventiv vorzubeugen (Trudel et al., 2010). Beachtung sollte zudem finden, in welchem Gesundheitszustand sich das Paar befindet und wie die sexuelle Sozialisation verlaufen ist (Riehl-Emde & Bruder, 2009). Letztere betrifft v.a. Konstellationen, in denen gesellschaftlich-normativ verankerte Vorstellungen und Stereotype die individuelle Einstellung älterer Menschen zu ihrer Sexualität und zu ihrem Intimleben negativ beeinflussen haben (Friedrich-Hett, 2010).

Ferner ist von Seiten der beratenden und behandelnden Personen eine Enttabuisierung indiziert, die

auch ältere Menschen einen offeneren Umgang mit ihrer Sexualität und Intimität ermöglicht (von Sydow, 1997), was wiederum zu einer verbesserten (sexuellen) Beziehungsqualität beitragen kann. Brähler und Berberich (2009) empfehlen diesbezüglich einen salutogenetisch-ressourcenorientierten Behandlungsansatz, der die sexuellen Bedürfnisse berücksichtigt und kontraproduktive Verhaltensmuster aufbricht. Da bei älteren Männern Sexualität deutlich wichtiger zu sein scheint als bei Frauen, was sowohl für Paare als auch Singles gelten mag, sollten Beratung und Therapie diesen Umstand deutlicher im Blickfeld behalten, wobei es hierbei weder zu einer Unter- noch zu einer Überschätzung der Bedeutung der Sexualität für Frauen kommen sollte.

Literatur

- Aigner, J.C., 2013. „Und wie die Alten sangen ...“ – Das Sexualleben als „pharmako-soziales Konstrukt. *Pro Familia Magazin* 41 (4), 4–7.
- Beer, R., 2016. Langzeitstudie: Häufigste und schwerste Beziehungsprobleme – Top 10. Internetstudie Theratalk. https://www.theratalk.de/langzeitstudie_haeufigste_und_schwerste_beziehungsprobleme_top_10_2016.html.
- Berberich, H.J., 2015. Sexualität und Alter. *Sexuologie* 22 (1–2), 5–12.
- Beutel, M.E., Siedentopf, F., Brähler, E., 2009. Sexuelle Aktivität und Zufriedenheit mit Sexualität und Partnerschaft im Alter. In: Brähler, E., Berberich, H.J. (Hg.), *Sexualität und Partnerschaft im Alter*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 27–45.
- Brähler, E., Berberich, H.J. (Hg.), 2009. *Sexualität und Partnerschaft im Alter*. Psychosozial-Verlag, Gießen.
- Bruder, A., Riehl-Emde, A., 2006. „Dann komm ich noch mal ins Bett ...“: Paarbeziehung, Sexualität und Körpererleben bei älteren Paaren. *Psychotherapie im Alter* 3 (4), 49–66.
- Bucher, T., 2009. Altern und Sexualität. In: Brähler, E., Berberich, H.J. (Hg.), *Sexualität und Partnerschaft im Alter*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 45–63.
- Bucher, T., Hornung, R., Buddeberg, C., 2003. Sexualität in der zweiten Lebenshälfte. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. *Zeitschrift für Sexualforschung* 16 (3), 249–271.
- Burkart, G., 2016. *Soziologie der Paarbeziehung: Eine Einführung*. Fernuniversität Hagen, Hagen.
- Fookon, I., Lind, I., 1997. *Scheidung nach langjähriger Ehe im mittleren und höheren Erwachsenenalter*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bd 113. Kohlhammer, Stuttgart.
- Friedrich-Hett, T., 2010. Positives Altern. Reflexionen zur Dekonstruktion einer (noch) unbeliebten Lebensphase. *Systeme* 24 (2), 179–198.
- Hahlweg, K., 2016. Fragebogen zur Partnerschaftsdiagnostik, 2. neu norm. u. erw. Aufl. Hogrefe, Göttingen.
- Hall, J.A., 2017. Humor in romantic relationships: A meta-analysis. *Personal Relationships* 24 (2), 306–322.
- Merbach, M., Brähler, E., Klaiberg, A., 2004. Partnerschaft und Sexualität in der zweiten Lebenshälfte. In: Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP) (Hg.), *Online-Familienhandbuch*. https://www.familienhandbuch.de/imperia/md/content/stmas/familienhandbuch/partnerschaft_merbach.pdf.
- Riehl-Emde, A., 2003. *Liebe im Fokus der Paartherapie*. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Riehl-Emde, A., 2006. Paartherapie für ältere Paare. *State of the Art. Psychotherapie im Alter* 12 (4), 9–35.
- Riehl-Emde, A., Bruder, A., 2009. Paartherapie mit älteren Paaren: Das schwierige Thema Sexualität. In: Brähler, E., Berberich, H.J. (Hg.), *Sexualität und Partnerschaft im Alter*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 177–200.
- Roesler, C., 2016. Paarbeziehung als Bindung und Emotionsfokussierte Paartherapie. *Psychotherapeut* 61 (1), 43–48.
- Schrödter, W., 2010. Paarbeziehung im Alter als Herausforderung für Beratung – Beratungskonzepte in der Praxis. (Vortrag, 10.05.2010). Universität des Dritten Lebensalter, Göttingen.
- Scott, V.C., Sandberg, J.G., Harper, J.M., Miller, R.B., 2012. The Impact of Depressive Symptoms and Health on Sexual Satisfaction for Older Couples: Implications for Clinicians. *Contemporary Family Therapy* 34 (3), 376–390.
- Sydow, K. v., 1994. *Die Lust auf Liebe bei älteren Menschen*, 2., überarb. Aufl. Ernst Reinhardt, München.
- Sydow, K. v., 2009. Sexuelle Probleme und Störungen bei älteren Menschen. *Psychotherapie* 14 (2), 297–305.
- Sydow, K. v., Seiferth, A., 2015. *Sexualität in Paarbeziehungen*. Hogrefe, Göttingen.
- Trudel, G., Boyer, R., Villeneuve, V., Anderson, A., Pilon, G., Bounader, J., 2008. The Marital Life and Aging Well Program: Effects of a group preventive intervention on the marital and sexual functioning of retired couples. *Sexual and Relationship Therapy* 23 (1), 5–23.
- Trudel, G., Villeneuve, L., Préville, M., Boyer, R., Fréchette, V., 2010. Dyadic adjustment, sexuality and psychological distress in older couples. *Sexual and Relationship Therapy* 25 (3), 306–315.
- Vogt, M., 2009. *Beziehungskrise Ruhestand. Paarberatung für ältere Menschen*, 2. akt. Aufl. Lambertus, Freiburg.
- Weusthoff, S., 2011. *The Golden Age? Paartherapie bei älteren Paaren*. *Psychotherapie Aktuell* 3 (4), 26–28.
- Zeiss, A.M., Burri, A., 2015. Sexuelle Dysfunktionen. In: Maercker, A. (Hg.), *Alterspsychotherapie und klinische Gerontopsychologie*, 2., vollst. überarb. Aufl. Springer, Berlin, 160–179.

Autoren

Dr. Stefan Herbert, Kapellenstraße 31, 55124 Mainz, <http://www.stefan-herbert.eu>, e-mail: info@stefan-herbert.eu
 Dr. Reinhard Drobetz, 1030 Wien, Erdberger Lände 26/3/67

Vom Primat der Erfahrung und von den Gezeiten sexueller Verhältnisse – Sophinette Beckers Einsichten in die Zusammenhänge von Sexualität und Geschlecht

Julia König

„In dieser Lage ist es besonders wichtig, dass die ExpertInnen besonders genau sind und nicht einfach feige.“
(Sophinette Becker, 15.12.1950 – 24.10.2019)

On the Primacy of Experience and the Tides of Sexual Relations – Sophinette Becker's Insights into the Connections between Sexuality and Gender

Abstract

Biographical reflections on Sophinette Becker's life provide the starting point for a recapitulation of the most important past, subject, sexual and gender-political fields in which she intervened. During the various stages of her thought development, the personality of a partisan, controversial intellectual and therapist becomes visible, who was not afraid to stand between the fronts – a rare personality profile.

Keywords: Intellectuals, Psychoanalysis, Critical theory, Gender theory, Sex therapy

Zusammenfassung

Biographische Reflexionen zum Leben von Sophinette Becker geben den Ausgangspunkt für eine Rekapitulation der wichtigsten vergangenheits-, fach-, sexual- und geschlechter-politischen Felder, in die sie intervenierte. Entlang der verschiedenen Etappen ihrer Denkentwicklung wird die Persönlichkeit einer parteiergreifenden, streitbaren Intellektuellen und Therapeutin sichtbar, die sich nicht scheute zwischen den Fronten zu stehen – ein seltenes Persönlichkeitsprofil.

Schlüsselwörter: Intellektuelle, Psychoanalyse, Kritische Theorie, Gendertheorie, Sexualtherapie

Wenn ich in einem Satz etwas zu Sophinette Beckers in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichem Lebenswerk sagen sollte, dann vielleicht, dass sie wahrlich niemals feige war und immer besonders genau. Dieser Grundsatz prägt ihre Arbeiten zu Geschlecht, Geschlechtsidentität(en), Feminismus und Sexualität, mit denen sie Debatten prägte und in klinische wie gesellschaftliche Diskurse über HIV/Aids, über Transsexualität, weibliche Perversion, den Mythos der

deutschen Vergangenheitsbewältigung und über Pädosexualität intervenierte, wobei sie die mit letzterer verbundene affektive Hitze in ihrem unseligen Zusammenhang mit der fortschreitenden Infantilisierung des erotischen Ideals analysierte (vgl. z.B. Becker, 1997; 2012b; 2013a, 23; 2017). Die für sie charakteristische Weise, Verpöntes und Unangenehmes schonungslos zu adressieren und empfindlich zu kritisieren, wenn es ihr sachlich geboten schien, stand nie ihrer zugewandten Unvoreingenommenheit gegenüber der Sache selbst im Weg. So eröffnete sie unerwartete Möglichkeitsräume und gab Noch-Nicht-Gedachtem den Rahmen zur Artikulation, was ihren Patient_innen erlaubte, eigene Wege zu gehen und darüber hinaus von Teilnehmer_innen ihrer Seminare, Workshops und Fortbildungen sehr geschätzt und gesucht wurde.

Ihr feines Gespür sowohl für theoretische Unstimmigkeiten und Ausblendungen (zuletzt entfaltet in ihrem hochkarätigen Kommentar zu Griffin Hansburys „männlichem Vaginalen“ in der *Psyche*; vgl. Becker, 2019), für politisch problematische Argumente wie auch für soziale Ungerechtigkeiten blieb immer beweglich – und sie war bereit, sich derselben Sache noch einmal aus einer anderen Perspektive zu widmen. Mit ihrer theoretischen Versiertheit, ihrem reichen Erfahrungsschatz und nicht zuletzt mit ihrem Witz begeisterte sie ihre Leser_innen und Zuhörer_innen – ihr Ruf als unbestechliche Intellektuelle eilte ihr vollkommen zurecht voraus.

Sophinette Becker (*1950) wuchs in Krefßbronn am Bodensee und in Berlin in einer Familie auf, die ohne Zweifel zur intellektuellen Elite gehörte und ein hochfrequenter Begegnungsort kritischer Intellektueller im jungen Nachkriegsdeutschland war. Alexander Kluge war ihr Hauslehrer und Theodor W. Adorno kam in den Sommerferien zum Klavierspielen vorbei, da im Schweizer Ferienhaus der Familie Becker ein so gutes Instrument stand; der jungen Sophinette ist in Erinnerung geblieben, dass er sich einer von ihr gestellten Kinderfrage mit der gleichen Ernsthaftigkeit zuwandte wie denjenigen der Erwachsenen.

Unter fünf Brüdern hatte sie es als einzige Tochter der Kinderbuchautorin Antoinette Becker (geb. Mathis)

und des Bildungspolitikers Hellmut Becker nicht leicht, wandte sich früh Büchern zu und nahm bereits als Siebzehnjährige das Jurastudium in Berlin auf, dem ein Psychologiestudium in Frankfurt folgte.

Dieses diente uneingeschränkt dem Zugang zur Psychoanalyse, deren Institutionalisierung an der Frankfurter Universität in den 1960er Jahren in vollem Gange war: Hier war das Projekt, die von den Nationalsozialisten ins Exil gezwungene Psychoanalyse wieder in Frankfurt und in Deutschland zu etablieren, eng verbunden mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule der ersten Generation und dem Wirken des Psychoanalytikerpaars Margarete Mitscherlich-Nielsen und Alexander Mitscherlich, mit denen Sophinette Becker bereits aus ihrem Elternhaus bekannt war.

Hier wurden, nachdem Max Horkheimer und Alexander Mitscherlich 1956 die international renommierten Freud-Vorlesungen in Frankfurt und Heidelberg initiiert hatten, 1959 zuerst das Sigmund Freud Institut und später das Institut für Psychoanalyse gegründet, das wiederum aus Alexander Mitscherlichs 1966 eingerichteten Lehrstuhl für Psychoanalyse an der philosophischen Fakultät hervorging, und im Zuge der Hochschulreform 1972 mit drei Professuren an den Fachbereich Psychologie wechselte.

Frankfurt wurde so zu einem einzigartigen Ort der institutionalisierten Psychoanalyse in der Bundesrepublik. In diesem Klima schärfte Sophinette Becker ihr theoretisches Profil als dialektisch denkende Analytikerin, die zeitlebens auf der Konflikthaftigkeit des Sozialen – immer auch in seiner fundamentalen Abhängigkeit vom Leib und vom Unbewussten – und auf der grundsätzlich konfliktuösen Verfasstheit des Sexuellen in jeglicher Konstellation bestand.

Im Rahmen ihres politischen Engagements erst beim *Sozialistischen Deutschen Studentenbund* und später im Kontext der Spontibewegung traf sie früh schon auf Weggefährten wie Reimut Reiche und Martin Dannecker, mit denen sie später in ihrer Zeit am Institut für Sexualforschung zusammenarbeiten würde. Nach dem Studium arbeitete Sophinette Becker allerdings zunächst zehn Jahre in der Psychosomatischen Klinik der Universität Heidelberg, schwerpunktmäßig an einem Projekt über den Konsiliardienst in der Universitätshautklinik zur Zeit des rasanten Anstiegs der HIV/Aids-Infektionen.

In ihrer Arbeit mit Aids-Patient_innen setzte Becker sich dafür ein, diese Krankheit und die HIV-Positiven von dem Stigma des ‚Unmoralischen‘ zu befreien und sich vorurteilslos der Krankenversorgung, der Prävention und möglichen Wegen der Heilung zu widmen. Scharf kritisierte sie – stets solidarisch mit den Leidenden – Versuche der (feindseligen oder gut gemeinten) Bevormundung sowie moralisierende oder politisierende Vereinnahmungen.

In den ersten Jahren lag ihr Fokus in der öffentlichen Debatte besonders auf den gesellschaftspolitischen Dimensionen der HIV/Aids-Debatte, die einer rigiden Gesundheitspolitik und auch einer zunehmenden Schwulenfeindlichkeit Vorschub leistete. Auf zahlreichen Diskussionsveranstaltungen und in gut platzierten Beiträgen zum Thema klärte sie auf und appellierte sachlich und mit Nachdruck an die Vernunft sowohl der medizinischen Kolleg_innen wie der Öffentlichkeit, etwa indem sie Fragen nach der Verhältnismäßigkeit von gesundheitspolitischen Präventionsmaßnahmen mit der Rolle der Angst in einen Zusammenhang brachte: Wenngleich es richtig sei, dass *etwas* Angst überhaupt erst die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen einsehbar mache, sei beispielsweise aus der Krebsforschung längst bekannt, dass lähmende Angst nur zu „resignativer Angstabwehr bis zur Verleugnung der Gefahr“ (Becker & Clement, 1987, 66) führe. Diesbezügliches Moralisieren mache hingegen nur Schuldgefühle und verhindere keine Infektion.¹

In den folgenden Jahren kritisierte Becker auch die ihrer Beobachtung nach auf den Holzweg führende Tendenz zur Idealisierung der Situation HIV-Positiver durch Betroffenenverbände. Zwar könne sie derartige Erhöhungen als persönliche Verarbeitung einzelner verstehen – sie wolle sie aber unter keinen Umständen als „Richtschnur für das richtige Leben“ (Becker & Gerecke, 1991, 40) verallgemeinert wissen.² Auch hier machte sie sich Sorgen um die Ausblendungen – das körperliche und psychische Leiden an der Diagnose, der Krankheit selbst und an dem Druck, *jetzt erst recht* noch bis zur kompletten Erschöpfung für die richtige Sache kämpfen zu müssen – und bestand auf dem Recht jeder und jedes einzelnen, einen eigenen Umgang mit dieser konkreten Zumutung von Krankheit und Sterben zu finden.

Ein zweites Thema, mit dem sie sich in Heidelberg beschäftigte, waren die Diskussionen zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen deutschen Vergangenheit, auch derjenigen der deutschen psychoanalytischen Vereinigungen (DPV und DPG) im Kolleg_innenkreis von Karen Brecht, Barbara und Rolf Voigt sowie Hans Becker.³ Aus diesem Kreis gingen entscheidende Beiträge zur Frage der Aufarbeitung hervor; das Thema verband Sophinette Becker zudem in einer langjährigen Freundschaft mit der New Yorker Sexual- und NS-Historikerin Dagmar Herzog. In diesem Zusammenhang publizierte sie einen viel beachteten Aufsatz zur Funktion der Sexualität im Nationalsozialismus (Becker, 2001).

1988 wurde Sophinette Becker in den Vorstand der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* (DGfS) gewählt und in den Herausgeber_innenkreis der seit 1988 erscheinenden *Zeitschrift für Sexualforschung* eingeladen; 1989 wechselte sie nach Frankfurt ans Institut für Sexualwissenschaft, zu dessen Profil und Standing sie mit ihrer

einschlägigen Expertise und ihren öffentliche Beachtung findenden Aktivitäten fortan beitrug: etwa als Mitglied der Enquête-Kommission „Gefahren von AIDS und wirksame Wege zu ihrer Eindämmung“ 1987–1990 und bald darauf in Diskussionen um notwendige Reformen des Transsexuellengesetzes und diesbezügliche Behandlungsfragen.

In Frankfurt hatte ihre Arbeit mit transsexuellen und transidenten Patient_innen rasch dazu geführt, dass sich Geschlechtsdysphorie und Transsexualität neben der weiblichen Perversion⁴ zu einem ihrer Hauptarbeitsfelder entwickelte, auf dem sie entscheidende Entwicklungen vorantrieb, wie etwa durch die federführende Entwicklung der „Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen“ (Becker et al., 1997; Becker, 1998b). Innerhalb des bald um die Transsexualität tosenden politischen Diskurses erwies sie sich ein weiteres Mal als eine Theoretikerin und Therapeutin, die sich mit großer Verve und Genauigkeit für die Rechte ihrer Patient_innen und generell das Anliegen der unter den heteronormativen Verhältnissen Leidenden einsetzte. Dabei bestand sie auf zwei Prämissen: Erstens der Besonderheit jedes Einzelfalls und, damit zusammenhängend, zweitens auf der Notwendigkeit eines behutsamen Verstehens jeweils individueller und besonderer Leidensdynamiken. Mit dieser Position sah sie sich mit ganz unterschiedlichen Angriffen konfrontiert: Auf der einen Seite musste sie sich gegen das auf heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit pochende medizinische und juristische Establishment und Kolleg_innen verteidigen, die einen gescheiterten ‚Umstimmungsversuch‘ in der psychotherapeutischen Begleitung als Voraussetzung für die Übernahme der Kosten für die Transition durch die Krankenkassen interpretierten. Auf der anderen Seite wurde sie von Fürsprecher_innen eines schnellen Zugangs für Menschen mit Transitionswunsch zu geschlechtstransformierenden Maßnahmen angegriffen.⁵

Als scharfe Kritikerin diskursiver Schief lagen und mit ihrer großen Sensibilität für das Leiden der Einzelnen unter den bestehenden (sexuellen) Verhältnissen ließ sie sich allerdings weder voreilig vereinnahmen noch unter Druck setzen. Als kritische Theoretikerin der Frankfurter Schule insistierte sie darauf, im Eingedenken des Vorrangs des Objekts (vgl. Adorno, 2003 [1966], 185) auf dem Primat lebendiger Erfahrung und ihrer sorgfältigen Analyse zu bestehen. Damit wurde sie gerade jenem Anspruch gerecht, den Theodor W. Adorno und Ursula Jaerisch in ihren *Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute* (Adorno & Jaerisch, 2003 [1968]) begründeten: Demnach legitimiere das Unternehmen, Gesellschaft – und damit gesellschaftliche Konflikte und sexuelle Verhältnisse – „aus ihren Phänomenen zu interpolieren“, die „Insistenz auf ungesteuerter subjektiver Erfahrung“ (ebd., 185). Allerdings sei diese, so Adorno und Jaerisch weiter, die „Einsicht in ihre

Unzulänglichkeit und Willkür [...] nicht ideologisch zu mißbrauchen“ (ebd.), und diese Gefahr in ihren unendlichen Gestalten und Aufführungen hat Sophinette Becker nie aus dem Auge verloren und in vielen ihrer Texte und Vorträge vor ihr gewarnt. Dennoch, „ohne das Moment primärer soziologischer Erfahrung bildet sich überhaupt keine Einsicht“ (ebd.), so Adorno und Jaerisch. In eben diesem Sinne setzte Becker immer wieder aufs Neue auf ein Primat der jeweils situationsspezifischen, immer (lebens-)geschichtlichen und subjektiven Erfahrung, die sie analysierte, kontextualisierte und derart theoretisch vermittelte, sodass sie sich in eine Erkenntnis der gegenwärtigen sexuellen Verhältnisse übersetzten.

An unterschiedlicher Stelle hat Becker in den letzten Jahren erwähnt, dass sie sich die konstruktivistischen Übertreibungen, die sie noch im ersten Jahrzehnt des 21. Jh. kritisierte⁶, angesichts der dann folgenden „biologische[n] Wende“⁷ (Becker, 2013b, 151) manchmal fast zurückerwünschte. Als wesentlich psychosomatisch denkende Sexualforscherin hielt sie unabhängig von aktuellen Diskurslagen fest, sie sei „nach wie vor überzeugt davon, daß *jede* psychosexuelle Entwicklung, *jede* sexuelle Orientierung und *jede* Geschlechtsidentität konfliktuell ist“ (Becker, 2013a, 9) und warnte entsprechend dieser Prämisse eindringlich vor einer Neuauflage der überwunden geglaubten Unterscheidung von ‚echten‘ und ‚unechten‘ Transsexuellen (Becker, 2004, 178 ff; 2012a, 27; 2013b, 154).

Nach der Abwicklung des Instituts im Jahr 2006 leitete sie die Frankfurter sexualmedizinische Ambulanz noch bis 2011 weiter, bis sich die Frankfurter Universitätsklinik in ihrer grenzenlosen Ignoranz auch dieser letzten Instanz des renommierten und einzigartigen Instituts entledigte – und sich so versagte, von der Prominenz dieser furiosen Sexualwissenschaftlerin noch einmal zu profitieren, als Sophinette Becker in den Jahren darauf in der nächsten sexualpolitischen Debatte zu einer der gefragtesten Expertinnen wurde. Denn durch ihre scharfen und differenzierten Interventionen in die Debatte über pädosexuelle Positionen in der Politik der 1970er Jahre und sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Institutionen trug Sophinette Becker entscheidend dazu bei, die problematischen historischen Konstellationen der Offenheit politischer und wissenschaftlich progressiver Diskurse für pädosexuellen Aktivismus besser zu verstehen – und besser, nämlich genauer und sachlicher, zu kritisieren.

Im Kontext wiederholter Einladungen von Meike Baader und Jan-Henrik Friedrichs, die an einem Projekt zum Verhältnis von sexueller Liberalisierung, liberalisierter Erziehung und der Reflexion der Pädö-Bewegung in erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Diskursen der 1960er und 1990er Jahre arbeiteten, lieferte Sophinette Becker wichtige Einschätzungen historischer und aktueller Diskurse über Pädosexualität/Pädophilie (vgl. z.B. Be-

cker, 2017), und zusammen mit Margret Hauch begann sie, sich mit Konstellationen diesbezüglicher Leerstellen in der Geschichte der Sexualforschung und der DGfS und mit den komplexen Zusammenhängen zwischen sexualisierter Gewalt und Pädophilie zu beschäftigen.

Während die öffentliche Empörung über die Aufdeckungen langjähriger und lange verschwiegener pädosexueller Übergriffe an der reformpädagogischen Vorzeigeeinrichtung der Odenwaldschule, einigen pädagogischen Einrichtungen der katholischen Kirche und der Verwicklung einiger GRÜNER Landesverbände in Diskussionen um eine vermeintliche Emanzipation Pädosexueller hohe Wellen schlug, intervenierte Becker abermals in die öffentliche Debatte über die sexuellen Verhältnisse anhand einiger differenzierender Beiträge – in gewohnter sachlicher Präzision und politischer Schärfe (vgl. z.B. Becker, 2017). Hierbei betonte sie mit gleichermaßen kritischem wie sorgfältigem Blick auf vergangene Kämpfe und auf die Verhandlungen jener Vergangenheit in der Gegenwart, dass die problematischen diskursiven Ausblendungen der 1970er und 1980er Jahre schlicht nicht zu verstehen sind, wenn sie nicht in ihrem jeweiligen sozial- und wissenschaftshistorischen Kontext und in der Eigenlogik ihrer konkreten Rechtfertigungs- oder Verteidigungslinien verstanden werden.

Dies enthebe die problematischen Positionen keinesfalls der Kritik – doch das Verstehen müsse der Kritik vorausgehen, auf diesem systematischen Grundsatz bestand Sophinette Becker auch an dieser Stelle. Inhaltlich kritisierte sie aktuelle Diskurse dafür, zu entkontextualisieren, dabei den zeitgenössischen Diskurs – konkret etwa die temporäre Übernahme der Forderungen von Pädoo-Ideologen durch einige GRÜNE Landesverbände – mit missbräuchlicher Praxis gleichzusetzen, dabei sexuellen Missbrauch auf das Problem Pädosexualität einzuengen und die viel häufigere sexualisierte Gewalt in der Familie auszublenden, außerdem die unsachliche Vermischung von Pädoo- und Homosexualität wieder aufleben zu lassen, sowie generell an einem erneuten Tabuisierungsschub kindlicher Sexualität zu arbeiten, die nunmehr lediglich „als missbrauchte“ thematisiert werde (vgl. Becker 2013, 22; 2017, 317). Nicht zuletzt hielt sie nicht mit ihrer von Dagmar Herzog geteilten Beobachtung hinterm Berg, dass sich gerade im Unterschied zur internationalen Debatte über sexualisierte Gewalt in pädagogischen Institutionen allein im deutschen Diskurs den 68ern und der ‚sexuellen Revolution‘ der 1960er und 1970er Jahre die Schuld zugewiesen wurde.⁸

In seinem Nachruf in der *Psychoanalyse im Widerspruch* hob Hans Becker besonders auf Sophinette Beckers souveränes Selbstbewusstsein und ihr soziales Engagement bei gleichzeitig großer Skepsis gegenüber akademischen Gepflogenheiten und Unterwerfungsritualen sowie generell hierarchischen Prozeduren ab. Dazu stellte er

beobachtend fest, dass Sophinette Becker „zweimal am Erfolg in hierarchischen Institutionen gescheitert“ (H. Becker, 2020, 114) sei. Das erste Mal „an der Universitäts-hautklinik in Heidelberg bei großer Anerkennung durch Patienten und Assistenten und ein weiteres Mal in Frankfurt im Institut für Sexualwissenschaft, das 2006 mit der Emeritierung von Sigmar Sigusch – das neben Hamburg erfolgreichste Institut in Deutschland – aufgelöst wurde“ (ebd.). Ich möchte dieser Beobachtung hinzufügen, dass es mindestens bei der zweiten Episode nicht allein die hierarchische Ordnung der Universität war, die sich als letztlich unüberwindbares Hindernis entpuppte, sondern auch eine ungute Melange an Männerbündeleyen, (männlichen) narzisstischen Eitelkeiten und der Weigerung, vielleicht auch nicht bloß „einer Frau“, sondern dieser so außergewöhnlichen Sexualforscherin die Leitung des Instituts zu übertragen.⁹

Nicht von ungefähr ist Sophinette Becker neben der Redakteurin und Bibliotheksleiterin Agnes Katzenbach die einzige Frau, die wirklich lange am Institut geblieben ist. Angesichts andauernden politischen Unwillens der Frankfurter Universitätsklinik, die international renommierte Sexualmedizinische Ambulanz zu erhalten, traf Sophinette Becker schließlich 2011 die Entscheidung, ihre wissenschaftspolitischen Anliegen und ihre therapeutischen Aktivitäten in eigener Praxis weiter zu betreiben.

Sophinette Becker ist am 24. Oktober 2019 in Frankfurt am Main gestorben. Sie fehlt. Ihre kritischen Interventionen in aktuelle Debatten, die Originalität ihres Denkens, und nicht zuletzt ihr sprühender Witz, ihre analytische Schärfe, ihr ernsthaftes Interesse am Austausch mit anderen Menschen, ihre Wärme und ihre Leidenschaft für das gute Leben hinterlassen eine schmerzliche Lücke und einen bleibenden Mangel.

Sophinette Beckers Werk wird jedoch nicht allein angesichts der brisanten Themen, mit denen sie sich beschäftigte, virulent bleiben, sondern gerade auch aufgrund ihrer so unverwechselbar freien, gründlichen und originellen Herangehensweise an Themen und Irritationen – von diskursiven Machtverhältnissen und institutionellen Hierarchien ebenso wenig beeindruckt wie von theoretischen Pirouetten um ihrer selbst willen oder der Jonglage mit möglichst abstrakten Konzepten.

So motiviert die Erinnerung an diese außerordentlich belebte und versierte Theoretikerin, der das Festklammern an Konzepten jenseits der lebendigen Erfahrung sowie die allzu hastige Übersetzung von Wünschen und Erfahrungen in theoretische Konzepte stets verdächtig schienen, und die sich nicht scheute, dies zu adressieren (ohne dabei jemals rücksichtslos zu sein), mit ihr weiter zu denken.

Endnoten

- 1 Den hier zitierten Artikel verfasste sie gemeinsam mit Ulrich Clement für das *Deutsche Ärzteblatt*, und die darauffolgende Debatte bildet den Stand und auch den Verlauf dieser Diskussion paradigmatisch ab. Aus Leser_innenbriefen und in den in der folgenden Ausgabe des *Ärzteblatts* publizierten Kommentaren schlug Becker und Clement eben das kritisierte moralisierende Unverständnis entgegen. Nichtsdestotrotz aber gelang ihnen zweifellos, an zentraler Stelle Position zu beziehen – und diese zu verteidigen, nicht zuletzt in einem abschließenden Kommentar, in dem sie den Irrsinn und die Unterstellungen ihrer Gegner_innen sachlich und präzise aufspießten.
- 2 So erklärte Becker in einem Interview mit Ralph Gerecke für das Magazin *Aktuell* der Deutschen AIDS-Hilfe, was sie an dieser Erhöhung problematisch fand. Vor dem Hintergrund, dass sich viele Positive erst nach ihrem Testergebnis in den AIDS-Hilfen engagiert hätten, politisch aktiv geworden seien und sich „auch mit vielen anderen Dingen bewusster auseinander[setzen] als früher“, so Ralph Gerecke im Gespräch (Becker & Gerecke 1991, 40), fragte er weiter, ob es etwa auch etwas Positives am Positivsein gäbe, worauf sie entgegnete: „Nein! AIDS als Chance – damit habe ich immer Schwierigkeiten gehabt. Also ich denke, es gibt überhaupt nichts Positives am Positivsein. Es gibt Leute, die machen als persönliche Verarbeitung so etwas daraus. Es kann auch in der einzelnen Biographie einen Wendepunkt bedeuten. Das sehe ich allerdings mehr bei manchen Fixern. [...] Grundsätzlich aber ist und bleibt es beschissen, weil es die Gefahr beinhaltet, sehr krank zu werden.“ (Ebd.) Generell sei es insofern anmaßend, von Positiven zu erwarten, sich in der Aussicht auf ein mögliches Sterben in bessere Menschen zu verwandeln.
- 3 Der Aufsatztitel eines mit Hans Becker geschriebenen Beitrags über die „Legende von der Bewältigung des Unerträglichen“ – eine Auseinandersetzung mit den Gründen und Funktionen der feindseligen öffentlichen Reaktion auf Niklas Franks *Der Vater – Eine Abrechnung* (1987), dessen stark sexualisierte Sprache und nahezu unerträgliche Bilder sie als Versuch des Sohnes verstehen, dem Drossat seines Vaters, dem Generalgouverneur von Polen Hans Frank, zu entkommen – wurde kurz nach ihrem Tod sogar zum Titel eines Songs einer queerfeministischen Riot Punk Band „Point Pleasure“ über Sophinette Becker und ihr Werk.
- 4 Becker erkannte, dass die weiblichen Perversionen in der psychoanalytischen und sexualwissenschaftlichen Literatur deswegen kaum Beachtung fanden und leider immer noch wenig Beachtung finden, weil sie erst einmal nicht als solche wahrgenommen wurden (und werden): weil sie „am falschen Ort gesucht bzw. den männlichen Perversionen der Männer sehr ähneln mussten, um als Perversionen erkannt zu werden“ (Becker, 2003, 157). Dahingegen könne die psychosexuelle Entwicklung der Frau und damit auch die Genese weiblicher Perversionen allein „auf der Basis ihrer eigenständigen weiblichen Körpererfahrung verstanden werden“ (ebd., 156; vgl. auch Becker, 2002). Becker erkannte in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Studien von Estela V. Welldon (1992 [1988]; 2003), deren Konzeptualisierung der weiblichen Perversion Becker im Rahmen einiger einschlägiger Publikationen und Vorträge weiterentwickelte, die systematisch in die Ausbildung von Therapeut_innen aufgenommen werden sollte. Wie ich gerade jüngst in einem Gespräch zu hören bekam, stößt es feministisch gebildeten Ausbildungskandidat_innen an psychoanalytischen Instituten auch heute immer noch auf, wie die Perversion nach wie vor als Männerdomäne vermittelt wird.
- 5 Während letztere in dem Bestehen auf Zeit zum Kennenlernen der Patientin/des Patienten und ihrem oder seinem Leidensdruck vor der Initiierung invasiver Maßnahmen eine „Zwangstherapie“ (Lindemann, 1997, 324) und Einmischung in das Selbstbe-

stimmungsrecht von Transsexuellen befürchteten, sorgte sich Becker eher darum, was alles übergangen wird in einem unmittelbar affirmativen Zugang. Für die Debatte um die „Standards“ (Becker et al., 1997) wurde die *Zeitschrift für Sexualforschung* zu einem viel beachteten Forum. Publiziert wurden hier zunächst die „Standards“ selbst von einer durch Sophinette Becker geleiteten, auf vielfachen, besonders von Operateur_innen geäußerten Wunsch zusammengetretenen Expert_innenkommission unter Beteiligung von Mitgliedern der drei führenden deutschen sexologischen Gesellschaften, der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. Es folgten kritische Beiträge von Stefan Hirschauer (1997), Gesa Lindemann (1997), Waltraud Schiffels (1997), Kurt Seikowski (1997) und der Gruppe Transidentität e.V. (1997), auf die Becker (1998b) in einer gewohnt präzisen Replik antwortete. Darin machte sie den Spagat transparent, auf den sich die Mitglieder der Kommission eingelassen hatten in dem Versuch, „allgemeinverbindliche Rahmenbedingungen zu formulieren, die dennoch den Patienten individuelle und auf Dauer lebbare, d.h. psychisch und sozial stabilisierende Lösungen und den Therapeuten ‚unkonventionelle Lösungen, flexible Reaktionen und couragierte Einzelfallentscheidungen‘ (Hirschauer, 1997, 336) ermöglichen sollen“ (Becker, 1998b, 157). Ohne Differenzen aus der Kommission auszubreiten oder auszuklammern, stellt sie die „Standards“ als das Ergebnis einer diversen Expert_innengruppe dar, die in der Tat den sich zum Ende der 1990er Jahre andeutenden Paradigmenwechsel einer Entkoppelung der (Differential-) Diagnostik der Geschlechtsidentitätsstörungen von den Indikationskriterien für geschlechtsumwandelnde Operationen nicht mitgegangen seien. Dies habe jedoch seinen Hauptgrund darin, dass das „medizinisch-juristische Projekt Transsexualität“ (Becker, 1998b, 157) weder kurz- noch mittelfristig einfach rückgängig zu machen, allerdings amalgamiert sei mit Regularien der Krankenkassen und ihrer Medizinischen Dienste inklusive der Kostenübernahme für die somatischen und psychotherapeutischen Behandlung. Insofern bänden die „Standards“ die Definition von Transsexualität „nach wie vor zu eng an den Wunsch nach somatischen Maßnahmen“ (ebd., 159), wenngleich sie den von Becker an anderer Stelle kritisierten absurden Zirkelschluss an vielen Stellen zu relativieren suchten, nach welchem „transsexuell ist, wer anhaltend und überzeugend geschlechtsumwandelnde Operationen anstrebt – bei Vorliegen einer Transsexualität sind geschlechtsumwandelnde Operationen indiziert“ (Becker, 1998a).

Obwohl dieser Paradigmenwechsel sich in den „Standards“ von 1997 nur als Relativierung des Zirkelschlusses niederschlägt hält Becker dezidiert fest: „Die ‚Standards‘ postulieren keine ‚Zwangsoperation‘ (vgl. Lindemann, 1997). Die Nennung einzelner operativer Maßnahmen als Standard bedeutet, daß sie, wenn sie indiziert werden, von der Krankenkasse finanziert werden müssen – nicht mehr und nicht weniger. Ende der Durchsage.“ (Becker 1998b, 160) Im Gegensatz zu oft wiederholten Positionen gegen eine therapeutische Begleitung des Prozesses bestand Becker hier wie auch später vielmehr auf der Notwendigkeit einer im Sinne der Psychoanalyse abstinenter Haltung bezüglich des Ausgangs der Behandlung und gegenüber dem transsexuellen Wunsch. In diesem Sinne hob sie die in den „Standards“ festgehaltene „Deklaration einer therapeutischen Neutralität gegenüber dem transsexuellen Wunsch“ (ebd., 156) und die damit verbundene „deutliche (durchaus nicht von Anfang an in der Kommission konsensuale) Absage an den therapeutischen ‚Umstimmungsversuch‘“ (ebd.) als klare Errungenschaft hervor (vgl. Becker et al., 1997, 149). Auch später insistierte Becker auf der therapeutischen Abstinenz gegenüber dem transsexuellen Wunsch, deren zentrale Bedeutung für einen individuellen Transitionsprozess hin zu weniger Leiden und mehr Glück sie immer wieder betonte (vgl. z.B. Becker, 2004, 178ff; 2009, 15; 2012, 32).

- 6 Hierbei ging es besonders um den Voluntarismus, die Körperlosigkeit und die Konfliktlosigkeit (de)konstruktivistischer Konzeptionen von Transsexualität, auf deren Schwächen und Übertreibungen Becker (2007) aufmerksam machte.
- 7 Unter diesem Begriff fasst Becker die diskursive Verschiebung im Zuge des Kampfes um die Entpathologisierung der Transsexualität in den letzten beiden Jahrzehnten, die auf Essentialisierungen des transsexuellen Wunsches hinausläuft, der nunmehr im biophysischen So-Sein der Zweigeschlechtlichkeit angesiedelt werde. Diese bereits von Pfäfflin (2008) festgestellte zunehmende Bevorzugung somatischer vor psychosozialen Modellen zur Erklärung von Transsexualität laufe aber problematischerweise auf die Behauptung „einer vorgeburtlich gegebenen, ausschließlich (neuro-)biologischen Ätiologie“ (Becker, 2013b, 153) hinaus.
- 8 Dagmar Herzog (2017) analysiert dies im Zuge der deutschen Sexualgeschichte und darin die Politisierungen der Sexualität im 20. Jh.: zunächst die Politisierung des Sexuellen im Nationalsozialismus, deren schambesetztes Verschweigen in der Nachkriegsgesellschaft, wie dann wiederum der Politisierung in den 1960er Jahren durch die Neue Linke, die sich – durch die Mauer des Schweigens der Elterngeneration missverständlich verdreht – gegen eine vermeintliche Unterdrückung der Sexualität im Nationalsozialismus richtete (vgl. Herzog, 2005).
- 9 Einer Frau, die zudem ohne weiteres und in Windeseile die bislang für unnötig befundene Promotion absolvierte, um die institutionell-hierarchisch geforderte Voraussetzung zur Weiterleitung der Sexualmedizinischen Ambulanz nach der Abwicklung des Instituts zu erfüllen.
- 2002 in *Psychoanalyse im Widerspruch* 27, 61–77).
- Becker, S., 2002. Weibliche Perversion. *Zeitschrift für Sexualforschung* 15 (4), 281–301.
- Becker, S., 2003. Frauen und Perversion. *Psychodynamische Psychotherapie* 2 (3), 155–66.
- Becker, S., 2004. Transsexualität – Geschlechtsidentitätsstörung. In: Kockott, G. Fahrner, E.-M. (Hg.), *Sexualstörungen*. Stuttgart, Thieme, 153–201.
- Becker, S., 2007. Poststrukturalismus und Geschlecht: Ein Blick zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 20 (1), 52–68.
- Becker, S., 2009. Transsexuelle Entwicklungen. *Verlaufsdagnostik, Psychotherapie und Indikation zu somatischen Behandlungen*. *Psychoanalyse im Dialog* 10 (1), 12–18.
- Becker, S., 2012a. Transsexualität – Geschlechtsidentitätsstörung – Geschlechtsdysphorie. *Diagnostik, Psychotherapie und Indikation zur somatischen Behandlung*. *HIV&more* 2, 26–35.
- Becker, S., 2012b. Sex mit Kindern – Diskurse und Realitäten. *Sexuologie* 19 (3–4), 135–142.
- Becker, S., 2013a. Bisexuelle Omnipotenz als „Leitkultur“? Sexuelle Verhältnisse im gesellschaftlichen Wandel. *Psychoanalyse im Widerspruch* 49 (1), 7–25.
- Becker, S., 2013b. MRT statt TSG. Vom Essentialismus zum Konstruktivismus und wieder zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 26 (2), 145–159.
- Becker, S., 2017. Aktuelle Diskurse über Pädosexualität/Pädophilie und ihre Leerstellen. In: Baader, M., Jansen, Ch., König, J., Sager, Ch. (Hg.), *Zwischen Tabubruch und Entgrenzung. Kindliche Sexualität nach 1968*, Böhlau, Köln, 313–325.
- Becker, S., 2019. You can always get what you want – Psychoanalyse in neoliberalen Zeiten (Kommentar zu Hansburys „Das männliche Vaginale“). *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse* 73 (8), 585–596.
- Becker, S., Clement, U., 1987. HIV-Infektion und Sexualität. *Deutsches Ärzteblatt* 84 (28/29), 60–66.
- Hansbury, G., 2019. Das männliche Vaginale. Die Arbeit mit der Körperlichkeit queerer Männer an der Transgender-Schwelle. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse* 73 (8), 557–584.
- Hirschauer, S., 1997. Über szientistische Tarnungen medizinischer Zuständigkeitsprobleme. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 332–338.
- Lindemann, G., 1997. Wieviel Ordnung muß sein? *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 324–331.
- Pfäfflin, F., 2008. Transsexuelles Begehren. In: Springer, A., Münch, K., Munz, D. (Hg.), *Sexualitäten*. Gießen, Psychosozial, 311–330.
- Schiffels, W., 1997. Ein wenig Ordnung hilft weiter. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 339–341.
- Seikowski, K., 1997. Keine Patienten im klassischen Sinn. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 351–353.
- Transidentitas e.V., 1997. Mehr Selbstbestimmung für transidentische Männer und Frauen. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 342–350.
- Weldon, E.V., 1992. Mutter, Madonna, Hure. Die Verherrlichung und Erniedrigung der Mutter und der Frau. Bonz, Waiblingen. EA 1988.
- Weldon, E.V., 2003. Perversionen der Frau. *Psychosozial*, Gießen.

Literatur

- Adorno, T.W., 2003. Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit. In: Theodor W. Adorno *Gesammelte Schriften*, Bd. 6. Suhrkamp, Frankfurt/M. EA 1966.
- Adorno, T.W., Jaerisch, U., 2003. Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute. In: Theodor W. Adorno *Gesammelte Schriften*, Bd. 8. Suhrkamp, Frankfurt/M., 177–195. EA 1968.
- Becker, H., 2020. Nachruf auf Sophinette Becker, gestorben am 24. Oktober 2019 in Frankfurt. Eine persönliche Würdigung. *Psychoanalyse im Widerspruch* 63 (1), 111–114.
- Becker, S., Gerecke, R., 1991. Es gibt kein richtiges Leben im Falschen. Ein Gespräch mit Sophinette Becker. *Deutsche Aids-Hilfe Aktuell*, Nr. 5, 40–41.
- Becker, S., 1997. Pädophilie zwischen Dämonisierung und Verharmlosung. *Werkblatt – Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik* 38 (1), 5–21.
- Becker, S., 1998a. Psychotherapie bei Transsexualität. In: Strauß, B. (Hg.), *Psychotherapie der Sexualstörungen*. Stuttgart/New York, Thieme, 139–151.
- Becker, S., 1998b. Es gibt kein richtiges Leben im Falschen. Antwort auf die Kritik an den „Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen“. *Zeitschrift für Sexualforschung* 11 (2), 155–162.
- Becker, S., 2001. Zur Funktion der Sexualität im Nationalsozialismus. *Zeitschrift für Sexualforschung* 14, 130–145. Auch:

Autorin

Jun.Prof. Dr. Julia König, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Mainz, Georg Forster-Gebäude Raum O2449, Jakob-Welder-Weg 12, 55128 Mainz, email: j.koenig@unimainz.de

Über Psychoanalyse und lesbische Sexualität

Maximilian Römer im Gespräch mit Victoria Preis, Aaron Lahl und Patrick Henze-Lindhorst

Maximilian Römer (MR): Euer Symposium *Psychoanalyse und lesbische Sexualität* an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU) liegt nun knapp ein Jahr zurück¹ – wie blickt ihr mit diesem Abstand heute auf eure Veranstaltung zurück?

Patrick Henze-Lindhorst (PH-L): Mit ein bisschen mehr Distanz betrachtet, kommen mir die Wogen während des Symposiums kleiner vor, als sie sich während der beiden Tage in den Wortbeiträgen und in unserer Anspannung zeigten. Jedes Mal, wenn wir erneut über die Tagung ins Gespräch kommen oder man sich nochmals mit dem einen oder anderen Vortrag beschäftigt, wird die Dringlichkeit, mit der diskutiert wurde, aber wieder ziemlich schnell nachvollziehbar. Es gibt so wenige Veranstaltungen zu lesbischer Sexualität und dann noch zu ihrer Bedeutung in der Psychoanalyse – allein deswegen ist klar, dass das keine nur sachlichen und nur ruhigen Diskussionen werden konnten.

Victoria Preis (VP): Kurz nach der Tagung hat uns allen der Kopf geraucht und wir haben uns gefragt, ob wir uns mit der Tagung etwas übernommen haben. Aber wir haben ja nun in unserem Buch versucht², die damaligen Spannungen abzubilden, was uns, glaube ich, gelungen ist. Von daher bin ich aus heutiger Sicht ganz froh, dass wir die Tagung gemacht haben und freue mich auch über das Buch. Insgesamt bringt es, wie Patrick schon sagt, das Thema lesbische Sexualität und Psychoanalyse mehr ins Bewusstsein und wir haben damit eine notwendige Diskussion in der Psychoanalyse angestoßen.

MR: Bereits 2018 hattet ihr unter der Überschrift „(Homo) Sexualität und Psychoanalyse“ an der IPU eine Tagung veranstaltet, aus welcher auch euer erster Sammelband *Psychoanalyse und männliche Homosexualität: Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte*³ hervorgegangen ist. Was hat euch dazu bewegt, eine weitere Tagung mit dem Fokus auf weiblicher Homosexualität durchzuführen?

VP: Unsere erste Tagung beschäftigte sich v.a. mit der männlichen Homosexualität. Das lag einerseits an unserem Wunsch, Martin Dannecker zu ehren. Andererseits ist das aber auch ein bisschen „passiert“. Die schwule Sexualität liegt mehr im Fokus, sobald man sich in der Psychoanalyse mit Homosexualität beschäftigt. Es gibt, das sagen wir ja auch in unserer Einleitung, sehr wenig psychoanalytische Literatur zu lesbischer Sexualität. Diese Fokussierung wurde auf der ersten Tagung vom Publikum

zu Recht kritisiert und wir sahen darin einen guten Anlass, ein zweites Symposium zu organisieren.

MR: Gab es Unterschiede in der Vorbereitung beider Tagungen und falls ja, wie haben sich diese in den Recherchen zu den Themen gezeigt?

PH-L: Die erste Tagung zu Homosexualität und Psychoanalyse im Januar 2018 ging aus unserem Kennenlernen als Arbeitsgruppe hervor: wir wollten uns, ausgelöst durch die Beschäftigung mit Martin Danneckers Theorie, einerseits aktuelleren psychoanalytischen Ansätzen zur Homosexualität widmen. Andererseits stellten wir unsere Überlegungen bewusst in jener Tradition Danneckers und des 2006 eingestampften Instituts für Sexualwissenschaft in Frankfurt am Main mit Herbert Gschwind, Sophinette Becker und Reimut Reiche an. Durch Dannecker als Theoretiker und Schwulenaktivisten fokussierten wir uns auf männliche Homosexualität. Nach dem Erfolg dieser Tagung und unserer Lust am Thema beschlossen wir, uns als nächstes Projekt mit der lesbischen Sexualität zu befassen.

Aaron Lahl (AL): Doch das entpuppte sich als schwieriges Unterfangen. Wir mussten feststellen, dass tatsächlich nur sehr wenige psychoanalytische Arbeiten zur lesbischen Sexualität existieren, v.a. im deutschsprachigen Raum. Keine Theorie, keine Fallgeschichten – bis auf wenige Ausnahmen, die aber auch schon zumeist ein paar Jahrzehnte alt sind, wie die Arbeiten Eva Poludas oder Barbara Gissraus. Optimistisch könnte man sagen, die weibliche Homosexualität wurde im Zuge ihrer offiziellen Entpathologisierung auch entproblematisiert, weshalb sie weniger zum Thema gemacht wird. Uns scheint allerdings wahrscheinlicher, dass hier eine altbekannte Form von Abwehr durch Ignoranz am Werk ist.

MR: Wer euer Symposium besucht hat, erinnert sich gewiss noch an die intensiven Diskussionen. In eurem Buch sprecht ihr von einem „turbulenten Verlauf“, andere Autor_innen erinnern die „angespannte Atmosphäre“ der Tagung oder sprechen von einer „aufgeheizten, explosiven Stimmung“.

PH-L: Das stimmt und ist wie gesagt auch das, was man am besten erinnert. Allerdings muss man auch hervorheben, dass fast alle Anwesenden die komplette Tagung überblieben und miteinander diskutierten. Es gab also weniger einen Eklat als vielmehr eine echte diskursive Reibung.

MR: Wenige Wochen nach dem Symposium folgte via Mail ein Call for Comments an alle Teilnehmer_innen des Symposiums. Was hat euch dazu bewogen?

VP: Auf der Tagung wurde, prominent von Manuela Kay, aber von vielen anderen auch, kritisiert, dass die Referent_innen zu wenig Ahnung von lesbischer Sexualität und Praxis hätten. Es gab auch den Vorwurf eines nach wie vor zu pathologischen Blicks auf lesbische Sexualität. Auch wurden wir für die Konzeption der Tagung teils heftig kritisiert. Wir konnten der Kritik an manchen Stellen zustimmen, zumal wir ja selbst Schwierigkeiten hatten, aktuelle Literatur zum Thema zu finden. Im Anschluss an die Tagung dachten wir dann, dass wir den Unmut und die Kritik unbedingt abbilden wollten, weil es ja zur aktuellen Debatte um lesbische Sexualität in der Psychoanalyse dazu gehört. Außerdem hatten wir das Gefühl, dass es viele jüngere Teilnehmer_innen gab, die Aktuelles zum Thema zu sagen hatten. Auch denen wollten wir die Möglichkeit geben, sich zur lesbischen Sexualität zu äußern, auch weil damit diese Publikationsleerstelle gefüllt und die Debatte lebendiger wird.

MR: Den Auftakt eures Sammelbandes stellt ein historischer Abriss der Beziehung von Psychoanalyse und weiblicher Homosexualität dar. Gibt es dabei Kontinuitäten, die sich wie ein roter Faden durch die historische Entwicklung ziehen? Und konntet ihr bedeutsame Brüche identifizieren?

AL: Sicherlich gibt es einige Dauerbrennertheoreme in der psychoanalytischen Beschäftigung mit der lesbischen Sexualität, zum Beispiel den Männlichkeitskomplex, die Fixierung an die Mutter oder die narzisstisch-reparative Selbstvertauschung: „Sie liebt ihre Partnerin so, wie sie von ihrer Mutter geliebt werden wollte“. Diese Theoriefiguren finden sich schon bei Freud und sie wurden seither in verschiedene psychoanalytische Idiome übersetzt. Runtergebrochen könnte man auch sagen: Die Lesbe schafft es nicht zur Weiblichkeit, sie schafft es nicht zur Vater-/Männerliebe und sie schafft es nicht, jemand anderes zu lieben als sich selbst. Diese Themen sind bis in die 90er Jahre geradezu Konstanten. Dem zugrunde lag natürlich immer ein heteronormativer Entwicklungsplan. Doch bei aller Kontinuität: Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den Texten Freuds oder Helene Deutschs aus der Zwischenkriegszeit und den schäumend-lesbenfeindlichen Arbeiten eines Charles Socarides aus den 60er Jahren. In der Frühphase gab es noch eine Art Kräftegleichgewicht zwischen Offenheit und Neugierde auf der einen und Bestrebungen zur Pathologisierung der Homosexualität auf der anderen Seite. Freuds Ausspruch, dass die Psychoanalyse „nicht dazu berufen“ sei, „das Problem der

Homosexualität zu lösen“⁴, ist charakteristisch für eine zugleich ambivalente und vorsichtige Haltung. In den darauffolgenden Jahrzehnten hat sich das geändert – geradezu spiegelverkehrt zur gesellschaftlichen Liberalisierung. Viele Autorinnen und Autoren der Nachkriegszeit fühlten sich tatsächlich „berufen, das Problem der Homosexualität zu lösen“ und dieses Motiv nahm gegenüber allen anderen Überhand.

Auf eine frühe Ambivalenz folgt also in unserer historischen Skizze eine lesbenfeindliche Hochphase, die – samt Ausschluss lesbischer Bewerberinnen von der psychoanalytischen Ausbildung – bis in die 1990er Jahre reichte. Erst dann gab es einen wirklichen Umschwung und theoretische Neuanfänge im Nachdenken über lesbische Sexualität, zum Beispiel bei Eva Poluda und Barbara Gissrau (die leider 2008 verstorben ist).⁵ Bei Gissrau kann man dann sogar einige klassische Themen unter umgekehrtem Vorzeichen wiedererkennen. Aus der frühen Mutterfixierung werden bei ihr entwicklungsfördernde homoerotische Mutter-Tochter-Erfahrungen und aus dem Männlichkeitskomplex ein autonomes und widerständiges Verhalten gegenüber patriarchalen Rollenzwängen. Doch die Arbeiten Gissraus scheinen uns wiederum auch nicht unproblematisch, weil sie die Mutter-Tochter-Beziehung geradezu idealisiert. Es gibt da viel Interessantes zu diskutieren und auszuschöpfen. Leider hat man das nicht gemacht, denn bis auf wenige Ausnahmen – insbesondere das kontroverse Werk Manuela Torellis – herrschte in den letzten Jahren die eben beschriebene Dürreperiode.

MR: Die Homophobie der Psychoanalyse im Allgemeinen und die Lesbenfeindlichkeit im Besonderen wird in einer Vielzahl der Beiträge eures Sammelbandes betont. Herbert Gschwind spricht von einem „Trümmerhaufen psychoanalytischer Psychopathologisierung der Homosexualität und damit der Homosexuellen“.⁶ Wie sieht es aktuell aus?

VP: Etwas zur aktuellen Lage zu sagen, finde ich gar nicht so leicht. Homosexuellenfeindliche Positionen werden nicht mehr öffentlich geäußert, und zum Glück sind diese Positionen auch nicht mehr sagbar. Auf der anderen Seite weiß man dadurch natürlich nicht, wie es hinter den Kulissen aussieht. Ich denke, es ist wichtig zwischen Theoriebildung, Ausbildungssituation und psychoanalytischer Praxis zu unterscheiden. Die Theoriebildung in diesem Bereich fokussiert derzeit beispielsweise auf die Kritik an heteronormativen Konzepten und spezifische Übertragungskonstellationen zwischen etwa lesbischer Psychoanalytikerin und heterosexueller Analysandin und auf Queere Psychoanalyse. Vergleicht man die derzeitige Ausbildungssituation mit 1992, als Udo Rauchfleisch eine Umfrage gemacht hat und von 34 Instituten 27 eine mehr oder weniger ablehnende Haltung gegenüber homosexuellen Kandidat_in-

nen hatten⁷, so hat sich die Situation heute entspannt. Aber ich kenne auch nicht viele lesbisch geoutete Psychoanalytikerinnen, was wiederum darauf verweisen könnte, dass es sicherlich noch dauert, bis Homosexualität wirklich als gleichwertig empfunden wird. Ich könnte mir aber auch vorstellen, dass sich das in den kommenden Psychoanalytiker_innengenerationen ändert. Wie es in den psychoanalytischen Praxen aussieht, weiß ich nicht. Da bekommen wir natürlich keinen Einblick.

MR: Eine Vielzahl der Überlegungen und Thesen aus Manuela Torellis Eröffnungsvortrag⁸ sind bereits während des Symposiums seitens des Publikums zurückgewiesen worden. Torelli wurde dabei mit heftiger Kritik begegnet. In deinem Beitrag „Penisneid und gewähltes Trauma“ kommentierst du, Aaron Lahl, die Arbeit von Torelli. An welchen Stellen setzt dabei deine Kritik an?

AL: Am Penisneid und am gewählten Trauma. Torelli versucht in ihrem Buch ja, basierend auf einigen Telefoninterviews mit lesbischen Frauen, typische Konfliktmuster in der lesbischen Sexualität herauszuarbeiten. Sie nimmt an, dass die Verarbeitung der Penislosigkeit – und damit zusammenhängend: der Unfähigkeit, mit der Partnerin ein Kind zu zeugen – eine schwierige Entwicklungsaufgabe für Lesben sei, an der einige scheitern. Nun springen beim Wort Penisneid sofort einige feministische Alarmsirenen an – verständlich, denn viele denken hier an die Doktrin von der Minderwertigkeit der weiblichen Genitalien. Doch das scheint mir tatsächlich ein Missverständnis. Torelli geht es nicht um die Superiorität des Penis, sondern um die allgemeine Konflikthaftigkeit von Geschlecht mit ihren verschiedenen mehr oder weniger symptomatischen Bearbeitungsmodi, die selbstverständlich auch bei Männern zu finden sind: Vaginalneid, Gebärneid, oder eben gelungenes Abtrauern geschlechtlicher Omnipotenzphantasien. Dass auch Männer Mängelwesen sind, ist bei Torelli mitgesetzt, aber für die Bearbeitung von Fragen zur lesbischen Sexualität sekundär. Kurzum: ich würde Torelli in diesem Punkt gegen viele der häufig undifferenzierten Kritiken verteidigen, wenngleich sie ihre Gedanken nicht sehr gut kommuniziert.

Anders liegt die Sache für mich beim *chosen trauma*. Ich habe mir dafür Torellis Buch *Psychoanalyse lesbischer Sexualität* (2008) noch einmal näher angeschaut und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass sie diese Kategorie einigermaßen konfus verwendet. Es gibt bei ihr ein Moment von (Sub-)Kulturkritik: sie problematisiert, dass in einigen Szenekontexten ein undifferenziertes und projektiv aufgeladenes Bild von aggressiven Männern herrsche, und dass dieses Bild dazu diene, die eigene Triebhaftigkeit und Aggressionen zu verleugnen, mit der potentiellen Konsequenz sexueller Lustlosigkeit. Sicherlich provokant, aber

mir leuchtet das ein. Dann aber verwendet sie die Kategorie des *chosen trauma*, wenn sie über falsch erinnerte (d.h. konstruierte) Übergriffe spekuliert und von realen Missbrauchserfahrungen spricht, die Frauen oder sogar Mädchen selbst provoziert haben sollen. Hier entgleisen ihre Interviewinterpretationen und ihre Schlussfolgerungen. Ich argumentiere in meinem Kommentar, dass die Kategorie des gewählten Traumas im Kontext einer psychischen Verarbeitung von realen inzestuösen Missbrauchserfahrungen, nicht angemessen ist. Übrigens haben viele, die Torellis Werk wohlwollend durchgesehen haben – Poluda, Rohde-Dachser, Sigusch und andere – dieses eigentlich doch ins Auge stechende Problem übergangen. Ein Stück weit trifft das auch auf uns selbst zu. War man vielleicht nachlässiger, weil Torelli lesbisch ist?

MR: Ilka Quindeau befragt in ihrem Beitrag die Relevanz und Notwendigkeit der Kategorisierung des Sexuellen: Muss und soll in der theoretischen Betrachtung Homosexualität von Heterosexualität unterschieden werden? Eine Frage, welcher auf dem Symposium mit heftiger Kritik begegnet wurde. Wie steht ihr zu Quindeaus Ausführungen?

AL: Wir widersprechen ihr allein durch Thema und Titel unseres Buches. Aber ich denke, man muss die Ebenen hier trennen. Auf der Ebene einer notwendig abstrakten metapsychologischen Konzeptualisierung finde ich ihr Argument durchaus überzeugend. Monika Gsell und Markus Zürcher haben in einem Aufsatz für die *Psyche*⁹ einmal einen faszinierenden Versuch unternommen, Freuds Bisexualitätstheorie in triebtheoretischen Begriffen auszubuchstabieren. Da geht es dann nur noch um aktive und passive Triebziele und anatomische Ausstattungen, die dafür mehr oder weniger gut verwendet werden können. Die Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität wie überhaupt die Begriffe männlich und weiblich (deren Bedeutungslosigkeit für die Triebtheorie Freud selbst hervorgehoben hat) kommen hier nicht vor, beziehungsweise erst als etwas später kulturell Draufgeschraubtes und Problematisches. Ähnlich denkt sich das auch Quindeau, wenn sie von einem geschlechtsübergreifenden Modell der menschlichen Sexualität spricht und da gehe ich, da gehen wir mit. Reimut Reiche nannte das einmal die „*Gleichheit* im Es“.¹⁰

Auf einer anderen Ebene liegt nun aber die Frage, ob es so etwas wie ein lesbisches Triebschicksal bzw. lesbische Triebschicksale gibt, typische Entwicklungsmuster. Quindeau verneint das, weshalb sie nicht nur auf einer Grundlagenebene, sondern allgemein für ein Aufgeben der Kategorien Homo- und Heterosexualität in der psychoanalytischen Theoriebildung plädiert. Diese Ansicht teilen wir wiederum nicht. Wir glauben, dass es bei all der Vielfalt, Fluidität und Historizität des menschlichen Be-

gehens durchaus so etwas wie ein zur spezifischen Form geronnenes lesbisches Begehren gibt – so wie ja auch lesbische Lebenswelten aufgebaut wurden, die zum Teil Materialisierungen dieses Begehrens sind. Es geht uns dabei nicht darum, ein starres Entwicklungsschema oder eine Typologie wiederaufzustellen, sondern wir möchten den Raum für eine Diskussion öffnen, die sich verstehend und neugierig auch mit dem Spezifischen an der lesbischen Sexualität befasst. Ich sehe wenig damit gewonnen, sich eine solche Diskussion zu verbieten.

Man kann das Ganze auch anhand dieses großen Begriffs der Identität diskutieren. Quindeaus queertheoretischen Ansatz könnte man dann in dem Lager verorten, das Identität prinzipiell problematisiert. Sätze wie „Ich bin ein Mann“ oder „Ich bin eine Lesbe“ sind dann immer Ausdruck von Abwehr und Nicht-Zulassen des Fluiden, der Ambiguität und so weiter. Im gegenüberliegenden Lager wären solche Ansätze, die das Aneignen einer Identität – Integration, Synthese – als wichtige Entwicklungsaufgabe begreifen. Diese Sichtweise hat insbesondere in der Ich-Psychologie zu sehr normativen Theorien und Praxen geführt, weil dort nämlich vorgesetzt wurde, wie die „richtige“ Identität auszusehen hat: geschlechtsrollenkonform, heterosexuell und mit Kinderwunsch. Man hat also guten Grund, den Begriff der Identität sehr prinzipiell auf den Prüfstein zu legen. Ich persönlich glaube, Identität ist beides: einerseits eine Abwehrphantasie, andererseits aber potentiell auch das Produkt der integrierenden Erkenntnis über das eigene Trieb- und Lebensschicksal, das eigene Gewordensein – zum Beispiel im Prozess des Coming Out. Ich denke mit dieser doppelten Bedeutung des Identitätsbegriffs im Kopf sollten wir auch an die Frage einer lesbischen Identität herangehen.

In der *queer theory* tut man häufig so, als läge jetzt alles daran, die Fluidität des Begehrens zu betonen, um damit alle Identitäten und Kategorien aufzulösen. Ich möchte da zu bedenken geben, dass der Gedanke einer Fluidität des Begehrens – gerade, wenn man ihn zu einem Ideal erhebt – genauso ein Abwehrkonstrukt und sogar normativ werden kann. Wenn ich beispielsweise einen Konflikt mit meinem Begehren (für eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Geschlecht) habe, und mir einrede, dass ich „nicht festgelegt“ bin, dann verwende ich die Idee der Fluidität zu Abwehrzwecken. Und wenn ich fordere, dass wir uns die Kategorie des lesbischen Begehrens aus dem Kopf schlagen, weil Begehren fluide ist, dann empfinden manche Lesben das nicht ganz zu Unrecht als normative Setzung, die ihrer eigenen Erfahrung widerspricht. Ich denke, genau das ist bei Quindeaus Vortrag passiert.

MR: Bereits in eurem ersten Sammelband hattet ihr vor einem vorschnellen Durcharbeiten der Homosexuellenfeindlichkeit gewarnt und den „Schatten der offiziell

gewordenen Toleranz“¹¹ benannt. Auch andere Psychoanalytiker_innen kritisieren solch pseudoprogessiven Entwicklungen. Tjark Kunstreich¹² sprach jüngst davon, dass „eine breite Tendenz [...] [besteht], Anleihen bei anderen Theorien und Ansätzen zu machen“ in dem Bemühen, „[i]n einer Haltung scheinbarer Selbstkritik [...] mit anderen Konzepten die historischen, psychoanalytischen zu ersetzen.“ Auch hier findet sich die Problematisierung, dass sich libertär anmutende psychoanalytische Strömungen einer tiefergehenden Auseinandersetzung entziehen.

PH-L: Ja, das ist zwar nicht der psychoanalytische Mainstream, allerdings stehen wir mit unserer Haltung zur vorschnellen Einebnung von Differenzen und zu pseudoliberalen Lippenbekenntnissen nicht alleine da – oder ohne, dass auch hier von einer Einheit oder Einigkeit gesprochen werden kann. Zum Glück! Diese Haltung ist zumindest bei uns auch geprägt von der Beschäftigung mit Reiche, Dannecker – die nicht zuletzt eine bestimmte psychoanalytische Haltung meint, die nicht auf ein vorgefasstes Ziel ausgerichtet, nicht normativ ist und den Konflikt erstmal als solchen verstehen möchte, statt die darin unbehaglichen Elemente gleich eliminieren oder verkehren zu wollen.

MR: In eurem jetzigen Sammelband findet sich ein Gespräch von Patrick Henze-Lindhorst mit Manuela Kay, Journalistin, Autorin und Verlegerin, die sich während des Symposiums wiederholt zu Wort meldete. In diesem Interview spricht sie davon, wie sie als Heranwachsende von der Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse begeistert gewesen sei, da diese Homosexualität nicht als krank verstanden habe.

PH-L: Ja, das war ein sehr spannendes Gespräch, das ja daraus entstanden war, dass sich Manuela Kay mit einer deutlichen Kritik an der Tagung zu Wort meldete...

MR: In dem Interview fällt auch die Kritik, dass überwiegend heterosexuelle Frauen, die keinen Bezug zu lesbischem Leben und lesbischer Sexualität haben, auf eurem Symposium gesprochen hätten. Ein kritischer Einwand, dem ihr euch auch in eurem Sammelband stellt.

PH-L: Ich persönlich halte die sexuelle Orientierung von Autor_innen oder Referent_innen nicht als maßgeblich dafür, ob der Beitrag gut ist oder nicht. Allerdings sagt das auch Manuela Kay im Interview: Ihr ging es, so wie ich sie verstanden habe, eher darum, dass sie den Eindruck gewannen, der Großteil der Referent_innen habe keinen wirklichen Einblick in die lesbische Welt vorweisen können. Das wiederum ist, denke ich, unabhängig von der sexuellen Orientierung. Und ich würde sagen, dass das ein subjektiver Eindruck ist, anhand dessen man weiter diskutiere

ren kann – und den man am besten nochmal anhand der Beiträge in unsrem Sammelband diskutieren kann.

MR: Vereinzelt wird auch darauf verwiesen, dass die Auseinandersetzung mit lesbischen Lebensweisen und Sexualitäten eine Auseinandersetzung mit dem Weiblichen voraussetzt. Ich musste an einen Satz aus dem Editorial der aktuellen *Psychoanalyse im Widerspruch* mit dem Themenschwerpunkt Weiblichkeit denken, wo es in Bezug auf Weiblichkeit im psychoanalytischen Diskurs heißt: „Allerdings scheint der Zenit der Vorherrschaft des postmodernen Dekonstruktivismus überschritten und die alten Themen kehren zurück; wenn auch unter anderen Vorzeichen.“¹³

VP: Insgesamt würde ich sagen, dass es immer schwer ist, ganz lakonisch gesagt, einen Weg zwischen Diskurs und Materialität zu finden, also sowohl bei Männlichkeit wie auch bei Weiblichkeit. Aber ich habe den Eindruck, dass das bei Männlichkeit für wesentlich weniger Aufsehen sorgt und bei Weiblichkeit meint man dann das „Rätsel der Weiblichkeit“ enträtseln zu müssen. Das liegt mit Sicherheit an der noch immer wirksamen androzentrischen Theoriebildung. Sophinette Becker bezeichnete die bisherige psychoanalytische Theoriebildung zur Weiblichkeit als eine „einzige Männerphantasie“.¹⁴

MR: Aaron Lahl, Du setzt dich in einer Arbeit mit Freuds homosexueller Patientin Margarethe Trautenegg auseinander. Eine Fallgeschichte, die im psychoanalytischen Mainstream im deutschsprachigen Raum, im Vergleich zu Freuds anderen Fallgeschichten, verhältnismäßig wenig betrachtet wird.¹⁵ Welche Erkenntnisse waren dabei für dich von besonderem Interesse?

AL: Freuds Text von 1920 „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität“, der von der viermonatigen Behandlung der jungen Trautenegg berichtet, ist ein Zeugnis der eben genannten ambivalent-vorsichtigen Haltung der frühen Psychoanalyse gegenüber der weiblichen Homosexualität. Einerseits begreift Freud darin die Homosexualität seiner Patientin als Entwicklungsstörung wegen stark frustrierter ödipaler Wünsche. Andererseits begegnet er dem Anliegen des Vaters, die Tochter „zur Norm“ zurückzubringen, mit distanzierter Ironie. Es war übrigens Freud, der die Behandlung abgebrochen hat. Definitiv eine verfehlte Begegnung, aber auch keine versuchte Konversionstherapie oder dergleichen.

Es steckt viel in dieser Fallgeschichte und noch mehr in dem ungemein bewegten Leben Trauteneggs. Sie ist fast 100 Jahre alt geworden, hat zwei Weltkriege mitbekommen, drei Suizidversuche überlebt, sich überall auf der Welt rumgetrieben und war immerzu besessen von

schönen Frauen (und manchmal auch von schönen Männern), mit denen es aber nie zu einer glücklichen Liebes- und Sexualbeziehung gekommen ist. Diana Voigt und Ines Rieder berichten davon in einem sehr lesenswerten biographischen Roman aus dem Jahr 2000¹⁶, der bislang allerdings in deutschsprachigen psychoanalytischen Kreisen nicht rezipiert wurde. Wahrscheinlich hängt das mit der romanhaften Form zusammen, die Zweifel gegenüber der Authentizität des Berichteten schürt. Nicht ganz zu Unrecht. Ich hatte das Glück, die Interviews, die die inzwischen verstorbenen Biographinnen mit Trautenegg geführt haben, lesen zu dürfen und rücke in meinem Beitrag ein paar Dinge zurecht. Anhand dieses Materials versuche ich auch ein paar von Freuds Thesen über seine Patientin neu zu beleuchten, insbesondere seine Behauptung, dass sie auf eine „männliche“ Art lieben würde.

MR: Victoria Preis, Du setzt dich in einem Beitrag mit der Psychogenese der Homosexualität auseinander und sprichst dich gegen einen grundsätzlichen Verzicht einer Beschäftigung mit der Psychogenese aus.

VP: Ja genau, ich denke, kurz gesagt, es ist wichtig, offen gegenüber dem Verstehen der gesamten Psychodynamik zu bleiben und denke, dass eine grundsätzliche Nichtbeschäftigung mit der Psychogenese eben dem Verstehen im Weg stehen kann.

MR: In einem Kommentar in eurem Sammelband spricht Torelli von „politisch unkorrekten Thesen und Positionen“ in ihrem Vortrag, Almut Rudolf-Petersen schreibt, dass es „politisch sinnvoll“ sei, die lesbische Sexualität zu erfassen und eure erste Publikation trägt den Untertitel „Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte“. Das Politische findet meines Erachtens auch in eurer aktuellen Veröffentlichung explizit und implizit immer wieder Einzug, in der Regel wird dabei von Aktivismus und (lesbischen und/oder feministischen) Aktivist_innen gesprochen. Dabei entsteht irgendwie ein Dualismus, es wird von Psychoanalytiker_innen auf der einen und Aktivist_innen auf der anderen Seite gesprochen. Diese stehen sich an vielen Stellen wie ein unversöhnlicher Gegensatz gegenüber. Esther Hutfless, eine prominente Vertreterin der queeren Psychoanalyse, hatte bereits 2018 dazu aufgefordert, das Psychoanalytiker_innen zu politischen Fragestellungen nicht schweigen sollten¹⁷. Kann oder darf Psychoanalyse (nicht) politisch sein? Und versteht ihr eure Publikation (auch) als ein politisches Buch?

VP: Jein. Ich finde das eine wirklich wichtige und schwierige Frage und da gibt es auch wieder verschiedene Ebenen. In gewisser Weise ist unser Buch ein politisches, da wir uns zu aktuellen Debatten und vergangenem Missstän-

den in der Psychoanalyse äußern und klare Positionen beziehen, z.B. die anhaltende Auseinandersetzung mit der vergangenen Homosexuellenfeindlichkeit fordern. Das ist, denke ich, schon politisch. Wir legen unseren Schwerpunkt dabei v.a. auf das Verstehen, etwa des schwierigen Verhältnisses von Psychoanalyse und lesbischer Sexualität, der Spannungen auf der Tagung usw.

Allerdings bin ich persönlich gegen ein z.B. politisches Empowerment in der klinischen Praxis. Denn auch hier geht es mir um eine Annäherung an das Unbewusste, also um ein Verstehen. Das kann natürlich empowernd im Ergebnis sein, aber sollte nicht von Anfang an das Ziel einer psychoanalytischen Behandlung sein. Ich sehe darin die Gefahr, dass meine persönlichen politischen Ansichten zu sehr drohen, den psychoanalytischen Prozess zu lenken, auch wenn sich das natürlich nie komplett vermeiden lässt. Aber wichtig ist mir, dass der Prozess offenbleibt. Insgesamt bin ich persönlich gegenüber politischen Äußerungen von Psychoanalytiker_innen oft skeptisch. Ich habe den Eindruck, dass es da manchmal zu einer Vermischung von klinischen und gesellschaftlichen Theorien und Begriffen kommt und dann finde ich es etwas plump.

MR: Der Wunsch nach einer weiterführenden Auseinandersetzung mit (lesbischer) Homosexualität und Psychoanalyse wird wiederholt in eurem Sammelband geäußert, eure Tagung – die erste zu diesem Thema im deutschsprachigen Raum – hat diese Auseinandersetzung angeregt. Daher: Wird eine Fortsetzung folgen? Ist ein weiteres Symposium geplant?

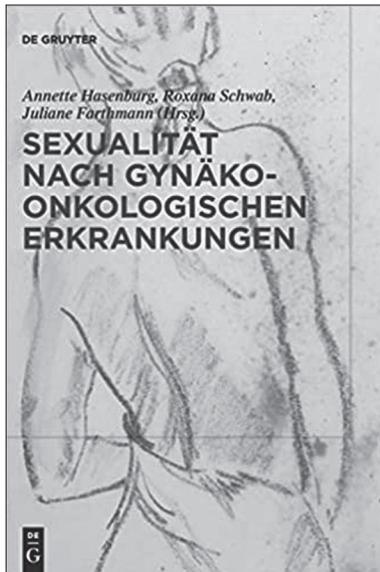
VP: Vorerst ist kein weiteres Symposium geplant. Die beiden Veranstaltungen haben thematisch gut zusammengepasst und es passt auch, an dieser Stelle erstmal einen Punkt zu machen. Natürlich gibt es zig weitere Themen um Sexualität, denen wir uns widmen könnten. Aber wir wollen uns alle derzeit erst mal auf andere Dinge – Promotionen und psychoanalytische Weiterbildung – konzentrieren, was aber nicht heißt, dass sich das in ein paar Jahre nicht auch wieder ändern kann.

Endnoten

- 1 Das Symposium fand am 17. und 18.01.2020 statt. Das Programm ist hier einzusehen: https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/veranstaltungen/symposium-psychoanalyse_und_lesbische_sexualitaet-programm.pdf.
- 2 Preis, V., Lahl, A., Henze-Lindhorst, P. (Hg.), 2021. Vom Lärmen des Begehrens. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Psychosozial Verlag, Gießen.
- 3 Henze-Lindhorst, P., Lahl, A., Preis, V. (Hg.), 2019. Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte. Psychosozial Verlag, Gießen. Eine Besprechung findet sich in: *Sexuologie* 26 (3/4), 204–207.
- 4 Freud, S., 1920. „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität“. In: *GW XII. Imago Publ.*, London, 2005, 301.
- 5 Gissrau, B., 1997. Die Sehnsucht der Frau nach der Frau: Psychoanalyse und weibliche Homosexualität. dtv, München. Poluda, E.S., 2000. Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse. *Psyche* 54 (4), 322–353.
- 6 Gschwind, H., 2015. „Manif[est] Homos[exuelle] wären – einstweilen – grundsätzlich abzuweisen. Sie sind ja meist zu abnorm.“ Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Homosexualität. *Psyche* 69 (7), 632–637, 633.
- 7 Rauchfleisch, U., 1994. Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweise. Vorurteile. Einsichten. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- 8 Psychodynamik lesbischer Sexualität reloaded. Vgl.: https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/veranstaltungen/symposium-psychoanalyse_und_lesbische_sexualitaet-programm.pdf
- 9 Gsell, M., Zürcher, M., 2011. Licht ins Dunkel der Bisexualität. *Psyche* 65 (7), 699–729.
- 10 Reiche, R., 1986/1990. Mann und Frau. Ein theoretischer Entwurf. In: Ders., *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 8.
- 11 Henze, P., Lahl, A., Preis, V. (Hg.), 2019. Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte. Psychosozial Verlag, Gießen, 12.
- 12 Kunstreich, T., 2020. Coming out, Coming in. Zu den Begriffen von Inversion und Homosexualität in der Psychoanalyse bis 1930. *texte psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik* 40 (2), 60–84, 82.
- 13 Gramatikov, L., 2020. Editorial. *Psychoanalyse im Widerspruch* 64 (2), 5–7.
- 14 Becker, S., 2002. Weibliche Perversion. *Z Sexualforsch* 15 (4), 281–301.
- 15 In dem Sammelband zu den Sigmund-Freud-Vorlesungen 2006, die unter dem Titel *Die großen Krankengeschichten* stattfanden, findet sich lediglich ein Beitrag von August Ruhs, der auf die Fallgeschichte eingeht. Vgl. Ruhs, A., 2008. Freud 1919: Ein Fall von weiblicher Homosexualität und gewisse Folgen. In: Diercks, C., Schlüter, S. (Hg.), *Sigmund Freud Vorlesungen 2006. Die großen Krankengeschichten*. Mandelbaum Verlag, Wien, 135–144.
- 16 Rieder, I., Voigt D., 2000. Heimliches Begehren. Die Geschichte der Sidonie C. Franz. Deuticke Verlag, Wien/München.
- 17 Hutfless, E., 2018. Warum Psychoanalytiker*innen politisch nicht schweigen sollten – Zum Verhältnis Politik und Psychoanalyse. <https://queeringpsychoanalysis.wordpress.com/2018/02/27/warum-psychoanalytikerinnen-politisch-nicht-schweigen-sollten-zum-verhaeltnis-politik-und-psychoanalyse>.

Autor_innen

Dr. Patrick Henze-Lindhorst, Psychologe und Geschlechterforscher, e-mail: info@patrick-henze.de
 Aaron Lahl, MA, Psychologe, Lehrbeauftragter an der IPU Berlin, Redakteur der Zeitschrift RISS, e-mail: aaron.lahl@ipu-berlin.de
 Victoria Preis, MA, Psychologin und Kulturwissenschaftlerin, Weiterbildung zur Psychoanalytikerin, e-mail: victoria.preis@ipu-berlin.de
 Maximilian Römer, M.Sc., Hartmut-Spittler-Fachklinik, Rubensstraße 125, 12157 Berlin, e-mail: maximilian.d.roemer@googlegmail.com



Hasenburg, Annette, Roxana Schwab, Juliane Farthmann (Hg.), *Sexualität nach gynäkologisch-onkologischen Erkrankungen*, De Gruyter, Berlin 2020, 179 S., geb., 69,95 €

Schon der Titel weist auf die spezielle störungsspezifische Ausrichtung des Buches hin, was im Feld sexualtherapeutischer Literatur eher ungewöhnlich ist. Von den 23 Autor_innen des Bandes sind 19 weiblich, 21 kommen aus der gynäkologischen Fachrichtung, 2 aus den „Psychofachern“. Das ergibt hohe Sachkompetenz mit gynäkologisch-onkologischem Schwerpunkt und ein dem Thema angemessenes Überwiegen weiblicher Sichtweisen. In einigen Beiträgen gerät dabei die Perspektive des (männlichen) Partners etwas in den Hintergrund, aber das wird durch andere Kapitel, die gerade der Partnerschaft und der Betroffenheit und Beteiligung des Partners Raum geben, ausgeglichen.

Vorwort und Einführung befassen sich mit der Bedeutung von Lebensqualität und speziell Sexualität in Leben und Medizin – für primär somatisch orientierte Ärzt_innen ein wichtiger Hinweis. Im Kapitel „Was müssen FrauenärztInnen über die weibliche Sexualität wissen?“ kommt ein kurzer, aber lehrreicher Überblick zu den weiblichen sexuellen Funktionsstörungen einschließlich der Störungen der Appetenz, zu Schmerzen und zu Vaginismus. Als Nächstes wird die Endokrinologie der Sexualität ebenso übersichtlich dargestellt. Besonders gelungen und praxisnah fand ich den Abschnitt zur Kommunikation zwischen Arzt und Patientin, aber auch im Paar. Bezeichnend sind die Überschriften: „Warum ist das Reden über Sexualität immer noch schwierig?“ und „Reden über Sexualität ist nichts für Feiglinge – aber man kann fast alles lernen.“

Subjektive Krankheitstheorien von Krebspatientinnen werden anhand von Studien erläutert. Erstaunlich fand ich die häufige Vermutung (68% der Befragten) einer psychischen Ursache der Krebserkrankung, wohingegen die ätio-

logische Krebsforschung einen derartigen Zusammenhang weitgehend ausschließt und allenfalls Verlauf und jedenfalls Bewältigung der Erkrankung mit psychischen Faktoren assoziiert.

Umfangreich dargestellt wird das (auch) für sexuelle Lustlosigkeit verantwortliche im Rahmen der Krebserkrankung und ihrer Behandlung häufig auftretende Fatigue-Syndrom, gekennzeichnet durch körperliche Schwäche, Antriebs- und Interesselosigkeit und kognitive Beeinträchtigungen. Behandlungsansätze mit körperzentrierten Übungen und Psychotherapie werden erläutert; für die Wirkung medikamentöser Strategien einschließlich Naturheilmittel ist die Evidenz weniger klar.

Den Hauptteil des Buches nimmt eine systematische Übersicht über die gynäkologischen Krebserkrankungen, ihre jeweilige Auswirkung auf das Befinden mit Fokus auf die Sexualität sowie Optionen der Behandlung (Operation, Bestrahlung, Medikamente wie Zytostatika und Hormonblocker) und deren typische Nebenwirkungen ein. Medikamentöse Optionen zur Verbesserung der Situation wie Hormonersatztherapie, nicht-hormonelle Behandlung und Psychopharmaka werden erörtert. Für klinisch tätige Gynäkolog_innen sind das sicher wichtige Hinweise, die den Blick eben gerade auch auf Aspekte der Sexualität lenken, die wiederum nach Erfahrung der Autorinnen von den Patientinnen selten spontan geäußert werden.

Wieder von allgemeinem Interesse und auch für Psycho- und Sexualtherapeut_innen hilfreich sind die Kapitel zur psychoonkologischen Begleitung und zu Krebs im partnerschaftlichen Kontext, wobei auch homosexuelle Partnerschaften und die Betroffenheit von Kindern bei einer Erkrankung der Mutter berücksichtigt sind. Auch das Tabuthema „Sexualität in der Palliativsituation“ ist in einer einfühlsamen Weise abgehandelt. Für den Psychiater besonders wertvoll ist der von Michael Berner bearbeitete Abschnitt zu erwünschten und unerwünschten Wirkungen von Psychopharmaka, der die Übersicht über die Auswirkungen dieser Medikamentengruppe auf die Sexualität auf den aktuellen Stand bringt.

Einige Kasuistiken runden das Buch ab und lassen die theoretischen Ausführungen lebendig werden. Jedem Kapitel ist ein Literaturverzeichnis beigefügt, das Vertiefung und Vergewisserung der wissenschaftlichen Grundlagen ermöglicht.

Einiges könnte bemängelt werden: In der Konzeption des Buches die Verteilung auf ein 23-köpfiges Autorenkollektiv für 160 Seiten Text. Das führt zu einer gewissen Redundanz und da und dort zu Unübersichtlichkeit. Im Detail, die eine oder andere Kleinigkeit – beispielhaft gleich auf S. 2 der Vorschlag, die Sexualfunktion durch allgemeine oder spezielle Fragebögen zu erheben, während der naheliegende Hinweis auf das ärztliche Gespräch („Wir schreiten zum Äußersten und fragen die Patientin.“) fehlt. Oder die etwas verdrehte Darstellung der mit Schmerzen einherge-

henden sexuellen Funktionsstörungen, laut Definition mit „Dyspareunie“ identisch, dann aber als innere und äußere Dyspareunie wie eine andere Diagnose dargestellt.

Das ändert aber nichts an der sehr positiven Gesamteinschätzung. Es ist verdienstvoll und wichtig, den Aspekt der Sexualität in die Praxis der gynäkologischen Onkologie einzubeziehen und die dort Tätigen dafür zu sensibilisieren. Soweit ich das einschätzen kann, ist das Buch dazu geeignet. Auch für nicht gynäkologisch erfahrene und aktive Sexualtherapeut_innen finden sich wertvolle Hinweise und die Möglichkeit, Einzelheiten beim Kontakt mit einer betroffenen Patientin nachzulesen. Für die sexualmedizinische Bibliothek ergänzt der Band die kleine Zahl von Veröffentlichungen zu sexuellen Störungen im Zusammenhang mit körperlichen Erkrankungen und deren Behandlung. Mit einem allerdings anderen, nämlich allgemeineren Ansatz, bleibt hierfür Zettl, S., Hartlapp, J., *Sexualstörungen durch Krankheit und Therapie. Ein Kompendium für die ärztliche Praxis* von 1997 Standard.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



Drimalla, Elisabeth, *Sexuelle Funktionsstörungen. Leitfaden für die Psychotherapie und ärztliche Praxis*, Schattauer, Stuttgart 2021, 256 S., geb., 38 €

„Es ist schon (fast) alles gesagt, nur noch nicht von allen“ – dieser Kalauer kommt mir bei der Flut sexualtherapeutischer Lehrtexte in den Sinn. Wie bei der Einführung neuer Medikamente wäre nach dem Mehrwert gegenüber der Standardliteratur zu fragen. Nun legt der Schattauer Verlag in Ergänzung seiner recht verzweigten Reihe zum Thema das neue Buch von Elisabeth Drimalla über sexuelle Funktionsstörungen vor.

Die Autorin beschreibt zunächst den „biopsychosozialen Ansatz als Grundlage von Diagnostik“ (1ff). Theoretisch bekennt sie sich zu diesem ganzheitlichen Modell unter Einschluss auch der kulturellen Dimension; tatsächlich begrenzt sich die Darstellung jedoch weitgehend auf biologisch-medizinische und tiefenpsychologische Erklärungsansätze, die unverbunden nebeneinander stehen bleiben.

Schwerpunkte setzt die Autorin beim Kollisionsmodell von Willi, der Bindungstheorie von Bowlby und dem psychodynamischen Ansatz des Strukturniveaus. Hinsichtlich soziokultureller Faktoren gibt sie den Mythen von Bernie Zilbergeld Raum. Wieso auch das Stichwort „Streß“ hier zugeordnet wird, das eher psychosomatisch-physiologisch zu beschreiben wäre, habe ich nicht verstanden. Andere zentrale Modelle v.a. aus Lerntheorie, systemischer Betrachtung und Sexualforschung im engeren Sinn findet man später in anderem Zusammenhang in „Werkzeugkoffern“ und störungsspezifischen Beiträgen.

Der von der Autorin beschriebene Therapieansatz ist im Wesentlichen tiefenpsychologisch fundiert. Auch hier werden medizinische Anteile in Diagnostik und Behandlung eher unverbunden mit erwähnt – der berufliche Hintergrund als Allgemeinärztin, die inzwischen offenbar ausschließlich psychotherapeutisch tätig ist, scheint durch. Alle anderen therapeutischen Modelle und Strategien packt das Buch in einen „therapeutischen Werkzeugkoffer“ (99), in dem sich dann unspezifische Methoden wie die „Achtsamkeit“, aber auch das Arsenal der sexualtherapeutischen Verfahren vom *Hamburger Modell* und dessen Weiterentwicklung im *Hannoveraner Modell* über systemische und kommunikationszentrierte Verfahren wie die *Syndyastische Sexualtherapie* bis hin zum etwas entlegenen *Sexocorporel* wiederfinden. All diese doch sehr elaborierten Modelle werden nur angerissen; zur weiteren Information wird auf das von Reinhard Maß und Renate Bauer verfasste *Lehrbuch Sexualtherapie* (2016) aus dem gleichen Verlag und befreundlicherweise nicht auf die Originalliteratur verwiesen.

In den Therapiebeispielen bedient sich die Autorin dann aus den verschiedenen Fächern des Werkzeugkoffers und baut diese in ihre primär tiefenpsychologische Therapie ein. Im Therapie-Teil des Buches erfahren wir auch einiges über störungsspezifische Behandlungsansätze. Wieder etwas fehlplaziert finde ich den Abschnitt zu homosexuellen Paaren, andere Hinweise auf ‚queer sexuality‘ fehlen. Wichtig ist die Aufzählung möglicher Fallstricke in der Therapie.

Getrennt nach Geschlechtern beschreibt die Autorin die einzelnen als sexuelle Funktionsstörung subsummierten Beschwerdebilder. Sie hält sich dabei eng an die Definitionen von DSM 5, weist auf die Bedeutung des subjektiven Leidensdrucks hin, verzichtet aber ansonsten auf kritische Diskussion, die m.E. hinsichtlich der Lustlosigkeit und der verunglückten Diagnosen „ED“ und „EP“ naheliegender wäre. In der Darstellung folgt sie einem klassisch medizi-

nischen Ansatz mit der Beschreibung der „Ätiologie“, nach meinem Geschmack nicht sonderlich geeignet für ein dezidiert biopsychosozio-kulturelles, dimensional-faktorielles Entstehungs- und VerlaufsmodeLL.

In den Fallbeispielen, die einen relativ kleinen Teil des Spektrums abdecken, macht die Autorin ihren praktischen Ansatz deutlich und erweist sich als erfahrene und sicher erfolgreiche Therapeutin. Mit Recht weist sie auf zentrale Voraussetzungen wie Integrität und Authentizität der Therapeutenpersönlichkeit sowie eine angemessene Beziehung von Therapeut/in und Klient/in, Berücksichtigung von Beziehungsdynamik und Gleichbehandlung in Paartherapien hin, sicher gewichtiger als schulenspezifische und methodische Aspekte. Dennoch bleibt der Eindruck, dass hier eine Ärztin und Therapeutin ihren sehr speziellen und subjektiven Weg gefunden hat, legitim ganz sicher, aber nicht ohne weiteres übertragbar. Dieser Weg wird ausführlich dargestellt, bis hin zu den selbstgestrickten Fragebögen im Anhang.

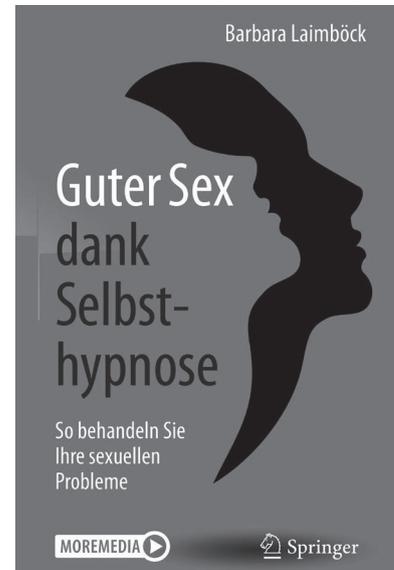
Gut gefallen haben mir die Empfehlungen von Romanen und Filmen zu Themen, die unter „erotische Kultur“ oder „sexuelle Bereicherung“ firmieren könnten. Leider habe ich im eigentlichen Text dazu keine näheren Ausführungen gefunden. Sie hätten gut in die Therapieempfehlungen zur Appetenzstörung oder in einen ergänzenden Abschnitt zu Prävention und Bereicherung, möglicherweise auch in die Darstellung des PLISSIT-Modells gepasst.

Bei aufmerksamer Lektüre wird man einiges zum Thema in diesem Buch finden können. V.a. erschließt sich ein sehr eigener Weg zur therapeutischen Tätigkeit im Rahmen einer ärztlich-psychotherapeutischen Praxis mit tiefenpsychologischer Orientierung. Die Frage bleibt offen, an wen sich dieses Buch wenden könnte. Für den sexualtherapeutisch Ausgebildeten und Erfahrenen ergibt sich wenig Neues, ein Anfänger auf diesem Spezialgebiet wird sich schwer tun, damit die notwendigen Grundlagen zu erarbeiten und eigene Wege zu finden. Vermisst habe ich auch Hinweise auf spezifische Aus- und Weiterbildungen, gerade auch im Hinblick auf die soeben erst eingeführte Bezeichnung „Sexualmedizin“ in der ärztlichen Weiterbildungsordnung.

Fazit: Das Buch ist gut geschrieben und bietet eine Fülle von Informationen demjenigen, der sich die Mühe macht, die verstreuten Teile sinnvoll zusammenzubringen. Es bringt eine Fülle von Hinweisen auf vorhandene Literatur, diagnostische und therapeutische Ansätze in Psychotherapie und Medizin. So enthält das Literaturverzeichnis einen breiten Querschnitt aus klassischen und aktuellen Beiträgen. Die Autorin geht mit dieser Fülle eigenwillig um, so ist es nicht immer leicht den Überblick zu behalten, Gewichtungen zu erkennen und Gesuchtes zu finden.

Ob das Buch einen Mehrwert zu der schon vorhandenen Literatur bietet, mag dahingestellt bleiben.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



Laimböck, Barbara, *Guter Sex dank Selbsthypnose. So behandeln Sie Ihre sexuellen Probleme*, Springer, Berlin 2021, 135 S., br., 20 €

Barbara Laimböck ist Ärztin für Allgemeinmedizin und psychotherapeutische Medizin. Ausbildung und Interesse betreffen also sowohl die Körpermedizin als auch die Seelenheilkunde. In diesem Buch verdichtet die Autorin 30 Jahre Erfahrung in Sexualtherapie. Das Buch ist als Ratgeber konzipiert.

Zum Thema, wie Hypnose sexuelle Funktionsstörungen beeinflussen kann, verknüpft die Autorin naturwissenschaftliches Wissen mit ihrer psychotherapeutischen Erfahrung. Zahlreiche Fallgeschichten machen ihre Darstellungen anschaulich und unterhaltsam. Gewiss können viele Betroffene ihre eigenen Probleme in den Beispielen wiederfinden. Es ist der Autorin ein Anliegen, die ängstliche und kritische Selbstbeobachtung so zu verändern, dass sinnliches Erleben und lustvolles Genießen vermehrt möglich werden. Diese und viele andere ihrer Anregungen und Interventionen sind verhaltensbiologisch gut nachvollziehbar.

Die Autorin thematisiert die häufigsten sexuellen Funktionsstörungen wie Lustlosigkeit, Schmerzen bei der Penetration, Erektionsprobleme und vorzeitigen Samenerguss. Der Text ist also für Leute geschrieben, bei denen „Sex ein Thema in ihrem Leben ist – sei es, weil er zu oft, zu selten, gehemmt, schmerzhaft oder unbefriedigend, monoton oder exzentrisch oder gar nicht stattfindet“ (Klappentext). Dazu liefert das Buch Texte, die geeignet sind, Trance-Zustände zu induzieren und Einzel- und Paarübungen anzuregen. Die Trance-Texte eignen sich nicht nur für Patienten und Patientinnen zur Selbstanwendung, sondern inspirieren sicher auch Therapeut_innen in Ausbildung. Ziel ist nicht die perfekte Performance, sondern entspanntes, neugieriges Spiel und aufmerksame Intersubjektivität. Fazit: Die Autorin hat

eine gut lesbare, brauchbare und fachlich fundierte Lektüre zum Umgang mit sexuellen Funktionsstörungen vorgelegt. Ein besonderer Wert des Ratgebers liegt darin, dass es ebenso einfache wie wirksame Hilfe zur Selbsthilfe für weit verbreitete Probleme zur Verfügung stellt.

Zum Abschluß noch eine über das Buch hinausweisende Anmerkung: Es gibt unterschiedliche Wirkprinzipien der Psychotherapie, die von verschiedenen Schulen in unterschiedlichem Ausmaß genutzt werden. Auch dieser Aspekt ist verhaltensbiologisch nachvollzieh- und erhellbar. Der Umgang von Therapeut_innen mit den Wirkprinzipien ist Begabungs- und Ausbildungssache; der Nutzen für Patient_innen ist eine Frage des persönlichen Geschmacks und Zugangs zu sich selbst. Die Selbsthypnose ist nur bei ganz bestimmten „neurotischen“ Störungen zielführend. Ihr Vorteil: man muß sich nicht während der Therapie outen.

Gerhard Medicus (Innsbruck)



Büttner, Melanie (Hg.), *Handbuch Häusliche Gewalt*, Schattauer-Verlag (J.G. Cotta'sche Buchhandlung), Stuttgart 2020, 454 S., geb., 45 €

Zehn Jahre alt ist das Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt, das am 11. Mai 2011 in Istanbul von dreizehn Mitgliedstaaten des Europarats unterzeichnet wurde. Seit 2018 ist es in Deutschland geltendes Recht. Der völkerrechtliche Vertrag, der auch *Istanbul-Konvention* genannt wird, will einen Beitrag zur Beseitigung jeglicher Form von Diskriminierung der Frau leisten und die Gleichstellung von Frauen und Männern fördern. Dies ist ein unumstrittenes Menschenrecht, doch gibt es heftigen Widerstand dagegen. Im März 2021 – zehn Jahre nach der

Unterzeichnung in Istanbul – trat die Türkei wieder aus der Konvention aus, weil die Regierung die Familie und die traditionelle Geschlechterordnung dadurch gefährdet sah; Befürchtungen wurden geäußert, dass sie Homosexualität fördere. Die Themen Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt bergen also durchaus immer noch gesellschaftlichen Sprengstoff.

Erschreckend ist das Ausmaß von Gewalt in der Partnerschaft auch in Deutschland. Die erste bundesweite Repräsentativstudie von 2004 ergab, dass jede vierte Frau im Alter von 18 bis 85 Jahren mindestens einmal körperliche und/oder sexuelle Gewalthandlungen durch einen aktuellen oder früheren Beziehungspartner erleben musste. Gewalt in der Partnerschaft ist nur eine Form der häuslichen Gewalt.

Die Herausgeberin des vorliegenden Sammelbands, Melanie Büttner, ist Fachärztin für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie am Münchner Universitätsklinikum rechts der Isar und in eigener Praxis als Trauma- und Sexualtherapeutin tätig. Der Band orientiert sich an der Istanbul-Konvention, die häusliche Gewalt definiert als: „alle körperlichen, sexuellen, seelischen oder wirtschaftlichen Gewalttaten, die innerhalb der Familie oder des Haushalts unabhängig von den biologischen oder rechtlich anerkannten familiären Bindungen vorkommen.“

Die unterschiedlichen Aspekte der traumaorientierten Therapie und Beratung nehmen in sieben Kapiteln einen breiten Raum ein, etwa zur traumasensiblen Körpertherapie mit gewaltbetroffenen Frauen, Therapie für Personen, die Partnerschaftsgewalt ausüben, Paartherapie oder Beratung für Männer mit gewaltbedingten Traumafolgen.

Eine Fundgrube sind die 40 Fachartikel auf mehr als 450 Seiten mit einem breiten thematischen Spektrum: Häusliche Gewalt und ihre Folgen für die körperliche, emotionale, sexuelle Gesundheit; Gewalt gegen Frauen in heterosexuellen Partnerschaften; Partnerschaftsgewalt gegen Männer; Gewalt in cis-gleichgeschlechtlichen und trans* Partner_innschaften; Kinder, die von Partnerschaftsgewalt mitbetroffen sind; organisierte rituelle Gewalt und ihr familiärer Kontext. Ausführlich werden behandelt die Interventionen, Therapien und Prävention, insbesondere die Möglichkeiten und Grenzen von Intervention und Versorgung bei Krankenhauspatient_innen, in der frauenärztlichen Praxis, bei der geburtshilflichen Betreuung.

Verfasst sind die Beiträge durchgängig von Praktiker_innen, z.B. aus der Täterarbeit oder der interkulturellen Beratungsarbeit. Die Unterstützung der Kinder, die Gewalt zwischen ihren Eltern und der hochkonflikthaften Trennung ausgesetzt sind, ist ein Thema, das unter die Haut geht. Traumapädagogik oder ein Interventionsprogramm für gewalttätige Väter einzusetzen, ist essenziell, um hier langfristige Schäden zu verhindern und die Weitergabe von Gewaltmustern zu unterbrechen.

Die konkreten Fallbeispiele sind für alle Berufsgruppen, die mit häuslicher Gewalt konfrontiert sind, ergiebig. Auch die ausführlichen und aktuellen Literaturhinweise am Ende der Artikel und das ausführliche Sachverzeichnis laden zur weiteren Recherche für die jeweiligen Fachgebiete ein. Die Politik hat die Brisanz der häuslichen Gewalt erkannt und bekämpft sie gegen viele Widerstände. Auch die Gesundheits- und pädagogischen Bereiche sollten diese Gewalt stärker in den Blick nehmen und im beruflichen Alltag handeln. Als Nachschlagewerk liefert das *Handbuch Häusliche Gewalt* fundierte Beiträge.

Gerhard Hafner (Berlin)



Aschmann, Birgit, Wilhelm Damberg (Hg.), *Liebe und tu, was du willst? Die »Pillenzyklika« Humanae vitae von 1968 und ihre Folgen*, Brill/Ferdinand Schöningh, Leiden/Paderborn 2021, 397 S., br., 49,90 €

Revolutionen beginnen schleichend und selbst wenn die alte Ordnung formal weiter besteht oder wieder hergestellt ist, so ist doch hinterher nichts mehr so wie zuvor. Diese Erfahrung durchleidet seit mehr als 40 Jahren die katholische Kirche und insbesondere ihre Führungsspitze. Nach 1949 schien die Position der katholischen Kirche in Deutschland gesicherter als zuvor: Klerus und Gläubige galten als tendenziell weniger belastet durch den Nationalsozialismus, eine vorwiegend katholische Partei stellte den Bundeskanzler, die früheren Gegner von ganz rechts und ganz links waren marginalisiert und die familienpolitischen und moralischen Vorgaben der Kirche waren als Teil von BGB und StGB gültiges Recht. Doch unter der Oberfläche brodelte es. Die leicht verfügbaren Antibiotika erlaubten genitale Sünden ohne Folgen, das Wirtschaftswunder unterhöhl-

te das Fundament des christlichen Familienmodells, die Jugend entglitt der priesterlichen Kontrolle, wodurch der priesterliche Nachwuchs abhanden kam, und schließlich wurde die zentrale Frage der Moraltheologie aktuell: wie stellen sich Gesellschaft und Kirche zur Geburtenregelung?

1961 brachte Schering „Anovlar“ auf den Markt und ihre Nutzung nahm ab 1964 rasant zu. Die katholische Kirche hatte in der Vergangenheit neue Gesundheits- und Therapiekonzepte absorbiert, auch wenn sie ihnen zunächst ablehnend gegenübergestanden hatte, beispielsweise die sportliche Körperkultur und die Psychoanalyse. Doch im Falle der Trennung von geschlechtlichem Genuss und Reproduktion verhielt sich der Vatikan anders und ebnete mit der im Sommer 1968 erlassenen Enzyklika *Humanae vitae* den Weg zur Marginalisierung der katholischen Kirche als politische, gesellschaftliche und moralische Institution in der westlichen Welt.

Den Marsch dorthin und die unmittelbaren Folgen schildern die Autoren des vorliegenden Sammelbandes. Dieser ist in sechs Kapitel mit 14 Aufsätzen gegliedert: zwei Einführungssessays, zwei die Vorgeschichte der Enzyklika *Humanae vitae* schildernde Beiträge, drei Aufsätze über die unmittelbare Wirkung der päpstlichen Verlautbarung, zwei Essays über die Reaktion des Vatikans auf den anschwellenden Protest in Deutschland und zwei weitere über die langfristigen Folgen. Hinzu kommen noch drei Beiträge, in denen die Reaktionen in der DDR, den USA und Großbritannien dargestellt werden. Das Buch verfügt leider weder über ein Register noch ein zusammenfassendes Schlusskapitel und ein einheitliches Literaturverzeichnis, was die Lesefreundlichkeit beeinträchtigt.

Gleichwohl bietet das Buch eine Vielzahl interessanter Informationen. Insbesondere jüngere Leser werden erstaunt feststellen, dass der hierzulande als Inbegriff der verknöcherten katholischen Geistlichkeit geltende Kardinal Julius Döpfner (1913–1976) – Vorgänger von Joseph Ratzinger als Erzbischof von München-Freising – im Kontext des II. Vatikanischen Konzils einer der vehementesten Befürworter der Vereinbarkeit von pharmakologischer Geburtenkontrolle und katholischer Lehrmeinung war. Döpfner dominierte die von Papst Johannes XXIII und seinem Nachfolger Paul VI eingesetzte „päpstliche Kommission für das Studium des Bevölkerungswachstums, der Familie und der Geburtenhäufigkeit“ – und scheiterte doch am Widerstand konservativer Papstvertrauter, unter denen der amerikanische Jesuit John Cuthbert Ford (1902–1989) eine entscheidende Rolle spielte (79).

Das Verhalten führender Jesuiten 1968 stand in krassem Widerspruch zur Argumentationsweise von Papst Franziskus, der heute genau das tut, was Paul VI 1968 für unmöglich erachtete: die Lehrmeinung seiner Amtsvorgänger in Frage zu stellen. Dies nämlich war das Argument Fords und seiner Mitstreiter, zu denen auch Karol Wojtyła

(1920–2005) zählte: man dürfe Priester und Gläubige nicht verunsichern, indem man die Lehrmeinung der früheren Päpste verwerfe (111, 117). Doch genau das hatten Pius XII und auch Paul VI bereits mehrfach getan, u.a. durch die Legitimierung der Psychoanalyse.

Daher hatten, wie die Mitherausgeberin des Buches, Birgit Aschmann in ihrem Beitrag erläutert, zahlreiche deutsche Kaplane, Beichtväter und Ordenspriester im Vorgriff auf die von ihnen erwartete päpstliche Entscheidung bereits jahrelang ratsuchenden Frauen zur „Pille“ geraten, da deren Nutzung moraltheologisch unproblematisch sei (168). Allein in Hessen räumten dies 500 Priester gegenüber ihren verstörten Bischöfen ein. Um in allerletzter Minute sowohl die eigene Priesterschaft und die Gläubigen sowie den Papst in Rom nicht vor den Kopf zu stoßen, berief Döpfner seine eigene Expertenkommission ein und erließ gemeinsam mit seinen Kollegen am 30. August 1968 die *Königsteiner Erklärung*, wonach sich jeder einzelne Gläubige fragen müsse „ob er vor Gott“ verantworten könne, gegen eine kirchliche Lehrmeinung zu verstoßen (256).

Dadurch degradierte die Deutsche Bischofskonferenz die päpstliche Verlautbarung zu einem vagen Vorschlag, den man beachten konnte oder auch nicht. Dadurch verschlimmerte der deutsche Episkopat die Sache noch, denn von nun an galten Enzykliken aus Sicht der katholischen Laien als nicht länger bindend. Auf dem Anfang September 1968 stattfindenden Kirchentag in Essen entlud sich infolgedessen die gesamte Wut des Kirchenvolkes. Die Konservativen verübelten den eigenen Bischöfen ihre laxen Haltung, die Reformer zweifelten am Verstand des Vatikans. Die Beschränkung der Geburtenkontrolle auf die unsichere Knaus-Ogino-Methode bestätigte im Grunde nur das, was viele Bischöfe und Theologen seit Anfang der 1930er Jahre für erlaubt erachtet hatten. Eine Auseinandersetzung mit der modernen Welt, wie sie der Papst ursprünglich intendiert hatte, war durch die Enzyklika nicht möglich. Stattdessen ließ *Humanae vitae* das weitere Engagement von Papst Paul VI, der bis dahin als Erneuerer galt, in den Hintergrund treten (239). Die katholische Moraltheologie verabschiedete sich 1968/69 aus den sexualpolitischen Debatten der Gegenwart. Nie wieder würden ihre Vertreter öffentlich Gehör finden (379).

Die gesellschaftlichen Liberalisierungen der folgenden Jahrzehnte zogen spurlos an der katholischen Welt vorbei – doch längst verhalten sich Laien, Priester vor Ort oder Erzieher anders als Moraltheologen, Bischöfe oder gar der Vatikan dies anordnen (358). Um überhaupt wieder Relevanz, aber auch Stärke beweisen zu können, wäre eine „Selbstkorrektur des Lehramtes“ (371) erforderlich, betont der jüngst verstorbene Moraltheologe Eberhard Schockendorff (1953–2020) in seinem Beitrag.

Dem interessierten Leser wird deutlich, dass mit *Humanae vitae* der Grundstein für das Verhalten aller späteren

Päpste gelegt wurde. Auch lässt sich scheinbar erkennen, warum der Vatikan und der deutsche Episkopat einander stets zurückhaltend gegenüberstanden. Oder auch nicht? Der Sammelband weist hier eine Schwäche auf. Keiner der Autoren geht darauf ein, warum der Vatikan in Fragen der Geburtenregelung gerade den deutschen Kardinälen und Bischöfen hinsichtlich ihrer praktischen Arbeit zutiefst misstraute. *Humanae vitae* hat eine Vorgängerin, die Enzyklika *Casti Connubii* vom Dezember 1930. Hierin hatte Papst Pius XI sich nicht nur gegen nicht natürliche Verhütungsmethoden positioniert, sondern insbesondere die Eugenik abgelehnt und die Bischöfe direkt aufgefordert, aktiv gegen entsprechende Unternehmungen vorzugehen.

Es waren aber gerade die deutschen Oberhirten, die in den folgenden Jahren der nazistischen Erbgesundheitspolitik tatenlos und schweigend gegenüberstanden. Sie unternahmen nichts, als in katholischen Krankenhäusern Sterilisierungsoperationen durchgeführt wurden, sie schwiegen zu der Verwicklung dezidiert katholischer Ärzte in die Humanexperimente und sie beließen es allenfalls bei müden Protesten angesichts der Zerschlagung der katholischen Sexualmoral. Und nun, 30 Jahre später, wollten die Vertreter dieses Episkopats dem Papst erklären, wie er sich gegenüber der modernen Welt verhalten sollte?

Es ging eventuell bei *Humanae vitae* um etwas ganz anderes. Um Abrechnung für das Versagen im Nationalsozialismus. Der Historiker Daniel Deckerts erwähnt in seinem Beitrag beiläufig, dass Karol Woytila in unmittelbarer Nähe der Schornsteine des Konzentrationslagers Auschwitz aufwuchs (114). Er hatte die Folgen von Schweigen und Wegsehen durch die deutsche katholische Geistlichkeit direkt vor Augen gehabt. Die deutschen Bischöfe wiederum beschwiegen die eigene Vergangenheit dauerhaft und wollten umso schneller Anschluss an die Moderne finden. So lässt sich eventuell die Frage stellen, wer im Schicksalsjahr 1968 der katholischen Kirche den Weg in die sexualpolitische Moderne verbaute. Das vorliegende Buch bietet eine gute Diskussionsgrundlage.

Die vorliegenden Aufsätze sind allesamt informativ, gut geschrieben und aufeinander abgestimmt, so dass sich im Ganzen ein vorzüglicher Sammelband ergibt.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)



Poplutz, Uta, Irmtraud Fischer (Hg.), *Sexualität. Jahrbuch für biblische Theologie*, Bd. 33, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020, XII + 308 S., br., 40 €.

Die christliche(n) Kirche(n) und Sexualität – ein v.a. mit negativen Konnotationen wie Verbot, Regulierung und Missbrauch besetztes Feld. In Anbetracht dessen widmen sich die Herausgeberinnen des Bandes kontroversen, oft sehr verkürzt geführten kirchlichen und gesellschaftlichen Debatten und versuchen, einen „Beitrag zur Sprachbefähigung“ (IX) zu leisten.

Der Band enthält sechzehn Beiträge, die in drei Sektionen aufgeteilt sind. Der Großteil der Beiträge widmet sich unter der Überschrift „Biblische Theologie und Judentum“ der Auslegung von Texten aus christlicher und jüdischer Tradition, vier Beiträge fallen in die Kategorie „Historische Theologie“ und drei sind mit „Systematische und Praktische Theologie“ überschrieben. Dieser Aufbau entspricht den klassischen Disziplinen der akademischen Theologie.

Eröffnet wird der Band durch zwei Beiträge, die den zweiten biblischen Schöpfungsbericht (Gen 2–3) und dessen Rezeptionsgeschichte dahingehend befragen, ob das erste Menschenpaar bereits im Paradies sexuellen Kontakt hatte oder erst nach der Vertreibung aus diesem (Gen 4).¹ Konrad Schmid (3–12) vertritt die Interpretation einer kindlichen paradiesischen Existenz und von menschlicher Sexualität als nachparadiesischer Entwicklung. Irmtraud Fischer (13–22) dagegen betrachtet diese Auslegung als Nachwirken einer leibfeindlichen christlichen Rezeptionsgeschichte und stellt dagegen die These einer von Reproduktionsdruck, Scham und Verletzung unbelasteten Se-

xualität im Paradies.² Der Beitrag von Ilse Müller (23–45) bietet einen Überblick über die Thematisierung sexueller Gewalt im Alten Testament, sowohl hinsichtlich rechtlicher Texte als auch Erzählungen und Metaphern. Thomas Römer (47–63) wirft einen Blick auf die (wenigen) biblischen Texte, die sexuelle Praktiken zwischen gleichgeschlechtlichen Menschen (i.d.R. Männern) thematisieren; dabei arbeitet er heraus, dass deren Ablehnung primär auf die Aufrechterhaltung von Geschlechterkonzeptionen abzielt, insofern durch die Verschiebungen von Aktivität und Passivität beim Akt der Penetration grundlegende Charakteristika der Geschlechterrollen verletzt würden. Annette Schellenberg (65–83) widmet sich der (semantischen) Analyse des Hohelieds, das eine Vielzahl von expliziten und impliziten Bezügen auf Sexualität und Begehren enthält, und thematisiert die Verschiebungen in der Rezeptionsgeschichte zu allegorischen Deutungen. Moisés Mayordomo (65–106) deutet das „Eunuchenwort“ (Mt 19,12) vor dem Hintergrund römischer und alttestamentlich-jüdischer Vorstellungen und formuliert die These, dass in der (anstößigen) Metapher der Selbstkastration „die soziale Selbststigmatisierung der Jesusnachfolge ebenso zum Ausdruck [kommt] wie der unbedingte Ernst der Nachfolge“ (104). Die Haltung des Apostels Paulus zu Ehe und Sexualität sowie die Differenzen in den (echten) Paulusbriefen entfaltet Hans-Ulrich Weidemann (107–141) vor dem Hintergrund von Paulus’ dualistischer Anthropologie (Geist und Fleisch). Tobias Nicklas (143–155) spürt der im Römerbrief erwähnten Phoebe nach und fragt nach ihrer Rolle im gemeindlichen Kontext, wobei er ein besonderes Augenmerk auf die Bedeutung ihrer Weiblichkeit legt. Einblicke in die Thematisierung von Sexualität in Texten des klassischen Judentums eröffnet Olga Ruiz-Morell (157–172); sie zeigt im Zuge dessen interessante Kontraste zwischen detaillierten Regulierungsbestrebungen und sehr offenen, geradezu von wissenschaftlichem Eifer getriebenen Erörterungen in nicht-öffentlichen Texten auf.

Die kirchengeschichtliche Sektion eröffnen zwei Beiträge über Askese und Zölibat. Christian Hornung (175–190) zeichnet die Entstehung von (sexueller) Askese als christliches Leitideal in der Alten Kirche nach und thematisiert dabei die Rolle monastischen Lebens als herausgehobenen Weg der Jesusnachfolge. Hubertus Lutterbach (191–210) analysiert anschließend mit Bezug auf aktuelle Debatten über den Pflichtzölibat in der katholischen Kirche dessen Entstehung und damit verbundene Vorstellungen einer „höherwertige[n] Christuskirche“ sowie eines „geistliche[n] Kinderideals“ (195). Im starken Kontrast dazu widmet sich Saskia Wendel (211–222) den sexuellen

¹ Es geht dabei selbstverständlich nicht um das Erhellen „historischer“ Sachverhalte, sondern um die Auslegung von Texten.

² „Die ernüchternde Erkenntnis hängt nicht am Vollzug des Geschlechtsverkehrs, sondern an den desillusionierenden Erfahrungen, die Menschen miteinander machen.“ (21)

Konnotationen in der Mystik anhand von Mechthild von Magdeburgs Werk. Die Sektion beschließt eine Untersuchung von Volker Leppin (223–237); er beschreibt Martin Luthers Verständnis von Ehe als Domestizierung von Sexualität und Heilmittel gegen Sünde.

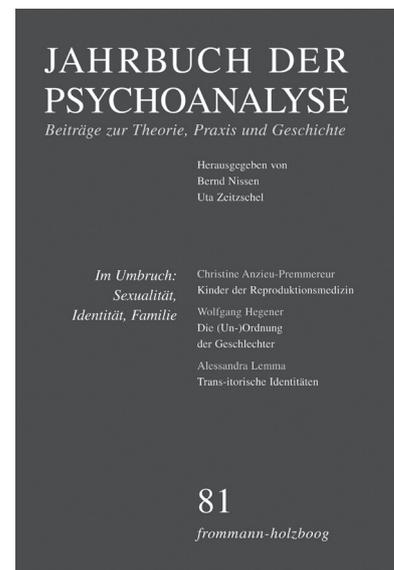
Der letzte Teil des Bandes widmet sich der Analyse von Debatten und Materialien der Gegenwart. Teresa Forcades i Vila (241–254) gibt eine Einführung in kirchliche Diskurse über LGBT und zeigt Potentiale zur Anerkennung sexueller Vielfalt in der Theologie. Stefanie Knauß (255–278) arbeitet die Chancen des Einbeziehens von kulturwissenschaftlichen Herangehensweisen (insb. Medienanalyse, Filmanalyse) für theologisches Nachdenken über Sexualität auf.³ Den Abschluss bildet eine Reflexion über angemessene Bibelhermeneutik im Angesicht aktueller kirchlicher Debatten über Familie von Ottmar Fuchs (279–298).

Die versammelten Beiträge sind überwiegend von katholischen Theolog_innen verfasst. Das ist schlüssig, denn der Band ist vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Aufarbeitung von sexueller Gewalt durch kirchliches Personal und insbesondere Priester zu verstehen, auch wenn er dieses Thema nicht direkt adressieren will und stattdessen den Versuch eines Kontrapunkts darstellt.⁴ Aus diesem Kontext erschließt sich die Themenauswahl, insb. der Fokus auf sexualisierte Gewalt und den Zölibat. Verschwiegen oder verdrängt wird dieser Kontext jedenfalls nicht, im Gegenteil: In den Beiträgen gelingt es immer wieder überzeugend, durch den Blick in biblische Texte und historische Dokumente des Christentums (und Judentums) neue Perspektiven für aktuelle Diskurse zu eröffnen. Dabei werden teilweise gesellschaftliche Vorurteile und Verkürzungen gegen das Christentum aufgegriffen, die sich bei näherer Betrachtung als eben solche erweisen, wie die Annahme einer (universalen) Sexualitätsfeindlichkeit. Ebenso richtet sich diese Analyse auch gegen unzutreffende Behauptungen, die in kirchlichen Kreisen gern zur Legitimierung von Positionen genutzt werden. So zeigen einige Beiträge, dass Rückführungen von kirchlichen Praktiken und Idealen (wie dem Pflichtzölibat für Kleriker) auf das Urchristentum (oder gar Jesus selbst) Fiktionen sind, die einer exegetischen oder kirchenhistorischen Analyse nicht standhalten. In diesem Sinne zeigt der Band – in bester Tradition

feministischer und befreiender Theologien – die Ambivalenzen christlicher Tradition, indem er den Blick auf das Abweichende, die Vielfalt und die Freiheitspotentiale der Tradition lenkt, ohne dabei die Unterdrückungsmechanismen in Vergangenheit und Gegenwart zu verschweigen.

Wenige Beiträge beschäftigen sich im Kern mit Fragen von geschlechtlicher Identität und eher peripher mit Sexualität bzw. stellen diese Bezüge eher am Rande her. Für die Mehrheit der Beiträge gilt das allerdings nicht. Für Fachfremde kann der Band einen guten Einblick in die Vielfältigkeit des biblischen Befundes und des Umgangs mit Sexualität in kirchlicher Tradition geben. Theolog_innen können von der Tiefe der Analysen profitieren. Insgesamt sind qualitativ hochwertige Texte versammelt, deren Zusammenstellung sich oft subtil und manchmal deutlich in der Beschäftigung mit der Vergangenheit den Fragen der Gegenwart stellt.

Laura-Christin Krannich (Halle/Saale)



Nissen, Bernd, Uta Zeitzechel (Hg.), *Jahrbuch der Psychoanalyse 81. Im Umbruch: Sexualität, Identität, Familie*, frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 2020, 241 S., br., 58 €

Das 81. *Jahrbuch der Psychoanalyse* bezieht sich auf den „Umbruch, Aufbruch, [sowie die] schnellen und tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen“ (7) der sexuellen Sphäre der jüngsten Vergangenheit. Damit reiht sich die von Bernd Nissen und Uta Zeitzechel herausgegebene Veröffentlichung in den Kanon der analytischen Journalveröffentlichungen ein, die sich mit den mannigfaltigen Themen des neosexuellen Zeitalters auseinandersetzen. Dabei fokussieren alle Arbeiten, wenngleich auf unterschiedliche Art und Weise, die „konzeptionellen, theoretischen, me-

³ „Damit geht eine Verschiebung der Perspektiven einher, so dass nicht mehr gefragt wird, was die Theologie über Sex zu sagen hat, sondern vielmehr wie sexuelle Erfahrungen zu einem Moment theologischer Einsicht werden können und so die Trennung von Sexualität und Spiritualität überwunden werden kann.“ (273–274)

⁴ „Der Konnex von Sexualität und Kirche wird aufgrund massenhaft bezeugter Verbrechen zurzeit bedauerlicherweise vorrangig mit Missbrauch assoziiert. [...] Gegen eine starre, auf patriarchale Ehe- und kultische Reinheitsvorstellungen fußende Sicht der Geschlechtlichkeit wird hier die gesamte biblische Breite von Sexualität vorgestellt.“ (VIII)

tapsychologischen und behandlingstechnischen Fragen“ (7f), die sich aus den aktuellen Diskursen um Sexualität, Identität und Familie ergeben und stellen die Konzeptionen der Psychoanalyse kritisch auf den Prüfstand und verwehren sich zugleich einer vorschnellen Affirmation dekonstruktivistischer Denkfiguren.

In diesem Band des Jahrbuchs sind ebenfalls der Brief von Freud an den Schriftsteller Oscar A.H. Schmitz aus dem Jahr 1921 sowie ein Kommentar von Ludger M. Hermanns und Peter J. Lowenberg und zwei Vorträge der *Wolfgang-Loch-Vorlesung* abgedruckt. In diesen äußerst lesenswerten Vorträgen befassen sich Aleida Assmann und Udo Hock mit dem Vergessen (und der Beziehung zum Unbewussten). Ein Nachruf auf Léon Wurmser von Friedrich-Wilhelm Eickhoff beschließt das Heft. Die vorliegende Rezension fokussiert sich jedoch auf die fünf Beiträge des Themenschwerpunktes.

In seinem Beitrag „Die (Un-)Ordnung der Geschlechter im Zeitalter ihrer technologischen Reproduzierbarkeit“ denkt Wolfgang Hegener über die Veränderungen im Bereich der sexuellen Ordnung nach. Hegener beleuchtet den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs, der das binäre Modell von Männlichkeit und Weiblichkeit als „entschieden zu simpel kritisiert“ (17) und die Geschlechtlichkeit zunehmend als Ausprägung auf einem bipolar-geschlechtlichen Kontinuum begreift. Dem Gedanken der „Infragestellung und Verflüssigung bisher akzeptierter Dichotomien und Binaritäten“ (19) folgend, blickt der Autor auf die Freud'schen Gedanken zur bisexuellen Konstitution des Menschen. Zugleich betont der Autor, unabhängig davon „wie stark die Situation auf chromosomal-genetischer, gonadaler, hormoneller oder zellulärer Ebene auch variieren mag“ (ebd.), die Differenz der Körper, in Bezug auf den Anteil, den sie an der Zeugung haben sowie die Fähigkeit zum Gebären, eben jene bedeutsame Differenz, welche „in den gegenwärtigen Debatten kaum noch vorkommt oder abgewertet wird“ (20). In Bezugnahme auf Foucault zeichnet Hegener die Entwicklung der Sexualität in der Neuzeit nach und setzt die Entwicklungen in Bezug zur Psychoanalyse und zum Gegenwartszeitalter der Neosexualitäten. Er macht dabei auf das Schwinden der fortpflanzungsbezogenen Geschlechterdifferenz aufmerksam und der „normierenden Macht“ (35), welche die „nicht-reproduktiven Formen der Sexualität [...] zur Norm erhebt“ (ebd.) und in welchem er auch die Abwertung des Weiblichen und des Mütterlichen beheimatet sieht. Hegener merkt an, dass ein Folgen dieses Entwicklungstrends, der sich zunächst progressiv gebärdet, dem jedoch eine Logik inhärent ist, welche insbesondere die weiblichen sexuellen Entwicklungslinien abwertet, in den gegenwärtigen Diskussionen unzureichend bedacht bleibt. Hegener fokussiert somit die Differenz, insbesondere in Bezug auf die Fortpflanzung und das Gebären, welche in transmodernen Diskursen zum Teil unzureichend bedacht wird.

Christine Anzieu-Premmereur diskutiert die durch die Reproduktionsmedizin neu ermöglichten Familienformen, die mitunter in einem hochkomplexen Gefüge mit bis zu fünf Elternteilen (vgl. 44) auftreten können. Die Autorin fragt dabei nach dem „Einfluss des Einsatzes von Fortpflanzungstechniken auf die Herkunftsphantasien der zukünftigen Eltern“ (45), als auch der Auswirkungen auf die Phantasiewelt der Kinder (vgl. ebd.), bedingt unter anderem durch die Tatsache, dass die Urszenenphantasie nicht mehr alleinig als die sexuelle Vereinigung der aufziehenden Eltern konzipiert werden kann; und so fragt sie weiter, „ob die ursprüngliche Zeugungs-Szene und der mit ihr verbundene Geschlechterunterschied keine grundlegenden psychischen Repräsentationen mehr sind“ (46). Die Herausforderungen auf Seiten der Eltern – hier insbesondere mit einem Fokus auf der Mutter und der erschwerten Anforderung in ihrem Identifikationsprozess – und auf Seiten des Kindes veranschaulicht sie anhand dreier klinischer Fälle. Die Autorin gewährt in den präsentierten Fällen – im Fall eines Babys, eines Kleinkindes und eines Jugendlichen – einen Einblick in spezifische, durch den Einsatz von Reproduktionstechnologie evozierte Problemstellungen und Konflikte und Beobachtungen innerhalb des therapeutischen Settings. Sie hebt hervor, wie nicht nur für die Kinder die Suche nach den biologischen Eltern und der Wissensdrang in Bezug auf die eigene Abstammung Leid erzeugt, das Linderung verlangt, sondern auch wie die therapeutische Begleitung der Eltern helfen kann, „ambivalente Emotionen [zu] akzeptieren und [zu] integrieren“ (59). Die technischen Möglichkeiten zwingen uns dazu, so Anzieu-Premmereur, „die unbewusste Bedeutung von Herkunft, Sexualität, Fortpflanzung und Abstammung in der Familiengeschichte, sowie ihr gesamtes symbolisches System, das von nun an zutiefst gestört ist, neu zu überdenken“ (59). Die vorliegende Arbeit kann als Anregung für das weitere Nachdenken verstanden werden.

Der Aufsatz „Multifokal – Neue Familienstrukturen im Lichte psychoanalytischer Theorie“ von Marganit Ofer befasst sich ebenfalls mit den technologischen Entwicklungen der Fortpflanzung und befragt, wie das Auflösen der „übliche[n] Struktur von Vater-Mutter-Kind“ (63) in Bezug auf den Ödipuskonflikt zu verstehen ist. Ofer geht davon aus, dass trotz neuer disperser Familienmodelle stets eine „übergeordnete trianguläre Struktur“ (65) (Sperma, Ei und Gebärmutter, Kind) besteht, und schlussfolgert im Verlauf, dass die Psyche „eine trianguläre Struktur braucht, um sich entwickeln zu können“ (73). Die Autorin betrachtet in ihrem Beitrag klinische Vignetten von Kindern durch „die Linse des Ödipuskonfliktes“ (68), wobei nicht Mutter und Vater im Mittelpunkt ihrer Überlegungen stehen, sondern eben eine geschlechtsunabhängige trianguläre Struktur; und so resümiert Ofer, dass „wir eine Art Dreieckstruktur brauchen, um Getrenntheit wahrzunehmen, erkennbar zu machen und zu entwickeln“ (79). So können sich psychische Reifungspro-

zesse entwickeln. Somit wirkt sie der Unterstellung entgegen, dass Kinder aus LGBTQ*-Familien für defizitäre Entwicklungen anfällig sind, und folgert, dass das „ödpale Modell [...] so lebendig und veränderlich ist wie die Gesellschaft und die Menschen, deren Beziehungen es darstellt“ (78).

Alessandra Lemma setzt sich in ihrer Arbeit „Transitorische Identitäten“ mit dem Transgender-Begriff auseinander und beschreibt diesen in seiner identitätsstiftenden Funktion. Zeitdiagnostisch hält sie fest, dass Trans* nicht mehr als äquivalent mit einer marginalisierten Geschlechtsidentität verstanden werden kann, und verweist zudem auf die Heterogenität des Begriffs. Lemma zeigt auf, wie das Verstehen von Trans* bzw. Transgender – als „Schnittstelle zwischen sozio-kulturellen Prozessen und individueller Psychodynamik“ (91) – eine Auseinandersetzung von Patient_innen und Analytiker_innen mit ihrem eigenen Körper voraussetzt, und benennt, welche Herausforderungen und Schwierigkeiten in der Gegenübertragung diese Art der Arbeit bereit hält (vgl. 103ff). Lemma präsentiert klinisches Material, in welchem sie einen „Subtyp junger Transgender-Menschen, die [...] mit ihrem erklärten Wunsch nach Geschlechtsumwandlung eine Art ‚psychische Chirurgie‘ vornehmen“ (105), vorstellt. So zeigt sie auf, wie der Wunsch nach Geschlechtsumwandlung und der Wunsch nach Transgender-Identifizierung ein selbstwertstärkendes Potential für Jugendliche bereithalten kann. Lemma plädiert somit dafür, sich den Wünschen der Patient_innen, trotz des bestehenden Leidensdrucks, mit ausreichend Zeit der Reflexion in dem Entscheidungsprozess bezüglich einer Geschlechtsumwandlung einzuräumen (vgl. 107), was für sie keine Ablehnung einer Transition per se bedeutet, sondern auf die Notwendigkeit eines Durcharbeitens verweist.

Die von Lemma angesprochenen Herausforderungen in der Gegenübertragung werden in der Arbeit „Der transsexuelle Wunsch“ von Sabine Warneke detailliert dargestellt. Warneke schildert den Behandlungsverlauf einer jungen Frau, die sich unmittelbar nach Beginn der Analyse dazu entscheidet, sich einer geschlechtsangleichenden Operation zu unterziehen. Eindringlich schildert Warneke den Verlauf der Behandlung und ihre Überlegungen, den „Versuch, das nicht verstehbare zu verstehen“ (162) unter Einbezug von Wilfred Bions Theorien.

Lisa Schmuckli und Patrick Gross beschäftigen sich in ihrem Aufsatz „Ein Geschlecht – Widersprüchliche Geschlechtsfindung“ mit dem Geschlecht als „eine[r] besondere[n] Kategorie“ (115) und verorten die „Differenz der Geschlechter in der aktuellen Debatte um Intersektionalität“ (ebd.). Einleitend beleuchten Schmuckli und Gross die Konstruktion von Geschlecht, Körper, Geschlechterdifferenz und -ordnung (188ff) und begreifen das Geschlecht als „ein Skandalon, gerade weil es auf Nicht-Vollständigkeit und Nicht-Unabhängigkeit verweist“ (121). Sie dekonstruieren die im Diskurs oftmals formulierte Eindeutigkeit.

Dabei blicken Schmuckli und Gross auf ihre Arbeit mit Trans*-Menschen und beleuchten insbesondere Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken, um die Konflikthaftigkeit in der psychoanalytischen Behandlungen von (meist) cis Psychotherapeut_innen mit Trans*Personen ebenso zu erhellen wie zu schärfen“ (127).

Mit den fünf Beiträgen leistet das *Jahrbuch der Psychoanalyse* meines Erachtens einen wichtigen und erhellenden Beitrag zu den aktuellen Umbrüchen und Debatten. Die Aufsätze zeigen, wie das psychoanalytische Denken und die psychoanalytischen Konzeptionen nicht verworfen werden müssen, um Trans*-Phänomene oder neue Familienmodelle zu verstehen. Zugleich machen die Beiträge deutlich, wie es sich oftmals um ein Ringen um Verständnis handelt. Im Sinne der negativen Fähigkeit verwehren sich die Beiträge einer vorschnellen Positionierung und Parteinahme. Sie eröffnen neue Denkräume und sind somit fruchtbar und wertvoll für die aktuellen Diskurse.

Maximilian Römer (Berlin)



Günter, Michael, Kai von Klitzing, Daniel Barth (Hg.), *Kinderanalyse* 27 (1), Themenheft: *Fluid Gender*, Klett-Cotta, Stuttgart 2019, 34 €

Das Themenheft befasst sich mit unterschiedlichen Formen der geschlechtlichen Identität; es liefert einen wissenschaftlichen Beitrag zum aktuellen Trans*-Diskurs und stellt Grundannahmen des psychoanalytischen Kanons sowie gängige psychodynamische Annahmen zur (pathologischen) Trans*-Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in Frage.

Im ersten Beitrag „Von der Bisexualität Freuds zur Dual-Sexualität der Psychoanalyse“ plädieren die Schweizer Psychotherapeuten Daniel Barth und Patrick Gross für eine

Befreiung vom binären Denken, welches in psychoanalytischen Theoremen gegenwärtig vorherrschend sei. Barth und Gross kritisieren, dass im psychoanalytischen Kontext Fragen nach Geschlechtsidentität vorrangig in Bezug auf Ausführungen und dessen Konzeptualisierung einer eindeutigen Geschlechtsidentität beantwortet werden. Gestützt durch empirische Befunde arbeiten Barth und Gross heraus, dass sich gegenwärtig immer mehr Menschen in Trans*-bezogenen Stichproben als non-binär verorten (vgl. 7). Dieser Non-Binarität begegne die Psychoanalyse regelhaft mit zwei Positionen, zum einen der Ansicht, „dass der Mensch grundsätzlich bisexuell sei und immer männliche und weibliche Anteile in sich vereine“, zum anderen vertrete die Psychoanalyse die Position, „dass der Mensch anerkennen müsse, dass er entweder zum einen oder zum anderen Geschlecht gehöre“ (12). Jenen Positionen, die sich nach Ansicht der Autoren durch den Wunsch nach Klarheit und Sicherheit etablierten, begegnen Barth und Gross ihrerseits mit zwei Thesen, „welche wohl im Bewussten, jedoch nicht im Unbewussten einen Widerspruch bilden: 1. Jeder Mensch hat beide Geschlechter lebenslang in sich und bewegt sich stets zwischen Mann und Frau. 2. Jeder Mensch muss sich für ein Geschlecht entscheiden und ist entweder Mann oder Frau“ (15).

Damit beziehen sich die Autoren auf die originäre Eigenschaft des dynamisch Unbewussten, die in den Diskursen um *Trans** und *fluid gender* scheinbar immer wieder in Vergessenheit geraten: Die Uneindeutigkeit des Unbewussten, die Feststellung, dass sich Geschlechtsidentität dynamisch konstituiert und eben nicht durch Körper oder Ödipuskomplex an Eindeutigkeit gewinnen. „Realitäten“ des Kerngeschlechts seien somit in Frage zu stellen. Die Arbeit, die den Auftakt des Themenheftes darstellt, fordert die Bion'sche negative Fähigkeit bei Kliniker_innen und Theoretiker_innen ein, sich dem Nicht-Verstandenen zuzuwenden und kritisiert eine vermeintliche Eindeutigkeit als Blockierung eines kreativen Denkprozesses. Der Artikel appelliert mit seiner ausgewogenen selbstkritischen Haltung – z.B. in Bezug auf die doppelte Negation des Begriffes *non-binary* und dem Eingeständnis in die Unfähigkeit, Geschlecht nicht ohne die Kategorien Mann und Frau zu denken – an eine analytische Haltung, die sich mit dem „Wechselspiel zwischen innerer und äußerer Realität, zwischen Primär- und Sekundärprozesshaftem“ einlässt (14).

Auch Ilka Quindeau befragt in „Freuds Bisexualität im Lichte der fluiden Geschlechtsidentität“, theoretisch orientiert an Reimut Reiche und Jean Laplanche, die binäre Geschlechterordnung der Psychoanalyse. Sie zeichnet die Entwicklung der Geschlechtsidentität nach und bezieht sich zunächst ebenfalls auf Freuds Ausführungen zur Bisexualität. Folglich verdeutlicht die Autorin, wie die Identifizierung mit Männlichkeit und Weiblichkeit im Sinne eines Kontinuums zu verstehen sind – auf dem oszillierende Bewegungen

lebenslang stattfinden – und wie eine kategoriale Zuschreibung der Komplexität des Phänomens der Geschlechtsidentität nicht gerecht werden kann. Dies bezieht Quindeau auch auf das Geschlecht (*sex*); sie lässt sich dieses eben auch nicht in rein männliches oder weibliches differenzieren, sondern beinhaltet stets Anteile des jeweils anderen (z.B. Hormone, Chromosomen, Muskelmasse). Quindeau kritisiert, wie Barth und Gross, Stollers Konzept der „*core gender identity*“ und stellt diesem Modell ein psychoanalytische Denkfigur entgegen, welche sie mit der Metapher „einer *Hülle* oder eines *Behältnisses*“ (29) beschreibt, „in der oder in dem die verschiedensten bewussten und unbewussten Aspekte von Männlichkeit und Weiblichkeit auf den unterschiedlichen somatischen, psychischen und sozialen Dimensionen in je individuellen Mischungsverhältnissen aufbewahrt sind“ (ebd.). Des Weiteren diskutiert sie die Geschlechtszugehörigkeit als Antwort auf die rätselhaften Botschaften des Erwachsenen an das Kind (30 ff) und hebt somit die Einschreibung, den unbewussten Übergriff im Laplanche'schen Sinne, seitens des Erwachsenen hervor, und folgert, dass Geschlecht und Identität nicht ausschließlich in der autonomen Verfügbarkeit des Subjekts gedacht werden können. Quindeau resümiert, dass „auch das Körpergeschlecht eine Konstruktion darstellt, wie es inzwischen in Bezug auf Gender weithin akzeptiert wird“ (36).

In seinem Beitrag „Paradigmenwechsel in der Transidentitäts-Sprechstunde“ beleuchtet der Frankfurter Psychiater Bernd Meyenburg die Veränderungen der Sichtweise und der therapeutischen Interventionen bezüglich transidenter Entwicklungen. In einer persönlichen Rückschau schildert Meyenburg seine ersten Kontakte mit dem Phänomen, bei Aufnahme seiner Tätigkeit 1975 im Frankfurter Institut für Sexualwissenschaft. Er beleuchtet schlaglichtartig die damals gängigen Untersuchungs- und Behandlungsprogramme und die diesen zu Grunde liegenden psychodynamischen Annahmen transidenter Entwicklungen. Ferner beschreibt er den institutsinternen Prozess der Auseinandersetzung, das In-Frage-Stellen der Jahre zuvor formulierten Leitlinien, bis hin zur Entpathologisierung, die sich in den psychiatrischen Nomenklaturen des DSM-5 und ICD-11 widerspiegelt, wo nun von *Gender Dysphoria* bzw. *Gender Incongruence* gesprochen wird (vgl. 47). Die Leser_innen erhalten einen Einblick in Meyenburgs jahrzehntelange klinische Tätigkeit im Feld der Trans*-Identitäten hin zu den zeitdiagnostischen Einschätzungen, dass eine Vielzahl transidenter Kinder und Jugendlichen abseits der Geschlechtsdysphorie „psychisch sehr gesund waren“ und sind (45), sowie der Zunahme von Selbstberichten transidenter Jugendlicher, die sich als *gender fluid* definieren (vgl. 46).

Dagmar Pauli diskutiert in ihrem Beitrag „Nicht-binäre Geschlechtsorientierung bei Kindern und Jugendlichen“ die nicht-binäre Geschlechtsidentität bei Kindern und Jugendlichen als besondere Herausforderung für das betrof-

fene Umfeld. Die Prävalenz bzw. Dunkelziffer nicht-binärer Geschlechtsidentität, die nach Ansicht der Autorin „lange unterschätzt“ (54) wurde, prädisponiere zu einem erhöhten Leidensdruck, da Trans*-Jungen und -Mädchen und nicht-binär geschlechtsidentifizierte Jugendliche in der Regel auf den Anpassungsdruck bezüglich der Geschlechtskategorie seitens ihrer Umwelt treffen. Sie beschreibt in der Folge Trans*-Menschen, mit nicht-binären Anteilen, als Jugendliche, die nach dem folgenden Muster fühlen und leben: „Sie sind sich zwar sehr klar darin, nicht zur bei Geburt zugewiesenen Geschlechtskategorie zu gehören, aber weniger klar darin, ob sie zu der anderen Geschlechtskategorie gehören“ (60). Des Weiteren empfiehlt sie eine „validierende Haltung der Behandler gegenüber allen möglichen Varianten der Geschlechtsidentität“ (61), der Anerkennung von Trans* als Spektrum, um den Betroffenen eine gute therapeutische Unterstützung zu ermöglichen.

Saskia Fahrenkrug stellt in ihrer Arbeit „Am ehesten bin ich wahrscheinlich eine Frau: Fragmente einer Identitätssuche zwischen den Geschlechtern“ eine Behandlungsgeschichte vor. Sie sei aus Sicht der Autorin zwar „fragmentarisch und letztlich auch [...] unbefriedigend“ (81), da zentrale Aspekte der Psychodynamik der Patientin nicht ausreichend durchgearbeitet werden konnten, dennoch illustriert die Kasuistik anschaulich das Ringen um die Frage nach Identität der Patientin in ihrer adoleszenten Entwicklung. Fahrenkrug fokussiert in der sieben Jahre andauernden Behandlung die Legierung von Identitätsthematiken und Entwicklungskonflikten, zu deren Austragungsort der Körper der Patientin auserkoren wurde (vgl. 82). Sie zeigt auf, „wie ein zu dichotomes Geschlechtermodell eine Behandlung einschränken und behindern würde“ (65) und reiht sich in den Kanon der kritischen Infragestellung binärer Identitätskonzepte des Schwerpunktheftes ein.

Das Themenheft schließt mit einem Beitrag von Wilhelm F. Preuss, der in seinem Artikel „Trans*-Jugendliche brauchen Zeit, um Frauen und Männer zu werden“ anhand

von drei Fallvignetten die entwicklungsorientierten Aufgaben von Trans-Jugendlichen exemplarisch darstellt. Preuss veranschaulicht den Verlauf einer Patientin, welche die Gruppe der Jugendlichen repräsentiert, die „keine oder kaum psychopathologische Auffälligkeiten“ aufweisen (89). Anhand eines weiteren Patienten werden unterschiedliche Verlaufsmöglichkeiten von sogenannten „Übergangside ntitäten“ (93), d.h. Unsicherheit über die Stabilität einer non-binären Geschlechtsidentität, differenziert, während eine nächste Patientin die Gruppe von Trans*-Jugendlichen mit schwerer psychopathologischer Symptomatik repräsentiert (vgl. 89).

Preuss wirbt für einen spezifischen Behandlungsansatz und kritisiert aversive und innere Vorbehalte bei psychoanalytischen Kolleg_innen. Er sucht die unbewussten Dynamiken solch emotionaler Reaktionen. Preuss benennt die Notwendigkeit einer kritischen Selbst- und Gegenübertragungsanalyse, nicht nur um die Aversion, sondern auch die (unbewussten) Momente bezüglich der „Faszination“ in der Arbeit mit Trans* Jugendlichen kritisch zu betrachten (vgl. 98). Er schließt seine Arbeit mit vier therapeutischen Grundsätzen: Der Beziehungsorientierung in der Therapie, der Fokussierung auf die therapeutische Aufgabe, den Patient_innen aus den Geschlechtsverwirrungen herauszuhelfen, die Psychotherapie geschlechtsspezifisch entwicklungsorientiert vorzunehmen und die Körper- und Leiborientierung zu fokussieren.

Dem Anspruch, „die Diskussion anzuregen, ob aus psychoanalytischer Sicht die Geschlechtsidentität eines Menschen eindeutig zu sehen“ (1) sei, wird das vorliegende Themenheft zu *Fluid Gender* gerecht. Den Expert_innen gelingt es, in Rückgriff auf klinisches Material die theoretischen Ausführungen und Denkfiguren zu veranschaulichen. Das Heft liest sich zudem wie einen Aufruf, sich des revolutionären Potentials der Psychoanalyse zu erinnern und neue Denkräume zu öffnen und „Realitäten“ und (theoretische) Setzungen in Frage zu stellen.

Maximilian Römer (Berlin)